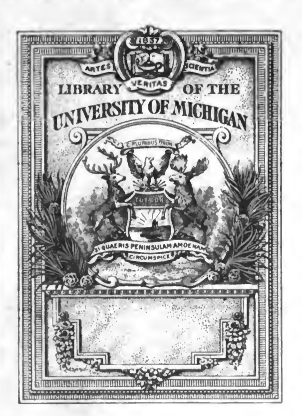


Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novellette „Der Leibjäger Seiner Majestät“ von J. Zink-Maishof.
Originalzeichnung von A. Kircher. (S. 73)

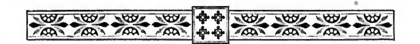
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.
Zehnter Band.

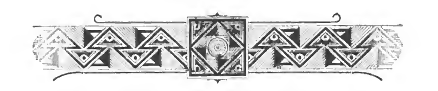
Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Schloß Bredow.

Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow.

(Fortsetzung.)

Als Kaspary, erstaunt, niemand unten zu finden, sich nach Jean umsah, um diesen zu befragen, war der diensteifrige Kellner auch verschwunden, und ihm blieb nichts weiter übrig, als sich nach seinem Zimmer zurückzubegeben. Er wollte nicht lange an der Hausthür stehen bleiben, da es nicht ausgeschlossen war, daß der Polizeidiener Sauermann zufällig vorbeiging und ihn erkannte.

Am Fuß der Treppe traf er auf Wera, welche, von ihrem Diener gefolgt, an ihm vorüberschritt, um in den Wagen zu steigen. Während sie an dem höflich zur Seite Tretenden und Grüßenden vorüberschritt, heftete sie, seinen Gruß durch die ihr eigene leichte Kopfneigung erwidernd, für einen Moment ihren Blick fest auf ihn, als suche sie in den undurchdringlichen Zügen seines Gesichts zu lesen. Gleich darauf schwang sie sich mit jugendlicher Leichtigkeit in den Wagen, dessen Schlag Peter Petrowitsch diensteifrig geöffnet hatte. Dieser drückte dem Kellner ein Trinkgeld in die Hand, das dessen Gesicht von Befriedigung er-

strahlen ließ, schwang sich dann zum Kutscher auf den Bock, und der Wagen rollte davon.

Kaum war sein Rasseln auf dem holprigen Retschiner Straßenpflaster verhallt, so klingelte Kaspary, um den Rest seiner Rechnung zu berichtigen und seine Abreise anzukündigen.

„Wer hat mich denn sprechen wollen?" frug er bei dieser Gelegenheit den Kellner.

„Haben Sie ihn nicht getroffen?"

„Es war niemand unten."

„Merkwürdig. Der Mann sagte allerdings, er hätte große Eile."

„Wie sah er denn aus?"

„Er war mittelgroß ..."

„Und breitschultrig?"

„Ja."

„Was für Haare?"

„So unbestimmt — dunkelblond."

„Und der Bart?"

„Wenn ich nicht irre, ein blonder Vollbart — so genau weiß ich das nicht mehr."

„Nannte er meinen Namen?"

„Er sagte, daß er Herrn Schulze sprechen wolle — Herrje, am Ende hat er den einen Reisenden gemeint, der mit dem Abendzuge gestern abgereist ist, der hieß auch Schulze!"

„So wird es wohl sein, denn ich wüßte niemand, der mich hier aufzusuchen Veranlassung hätte." Mit diesen Worten nahm Kaspary seine Touristentasche, die außer etwas Wäsche, einer Perücke, einem falschen Bart und einigen Töpfchen Schminke, den einfachen Mitteln, mit denen er sein Aussehen völlig zu verändern im stande war, noch einen photographischen Momentapparat und ein Skizzenbuch enthielt, das er brauchte, weil er, mit Zeichnentalent

begabt, sich gewöhnlich für einen Maler auszugeben pflegte, ergriff seinen Wanderstock und schritt rasch die Straße hinunter, welche der Wagen gefahren war. Auf einer kleinen Anhöhe vor dem Städtchen angelangt, sah er denselben noch in der Ferne auf der Chaussee, bis er hinter einer Biegung derselben verschwand.

Er hatte absichtlich mit der Mitteilung seiner Abreise gezögert, bis die Russin fort war. Nun überlegte er, wie er es am besten anzufangen habe, Wera zu beobachten. Solange sie im Gasthofe war, bot das keine Schwierigkeiten, wohl aber, wenn sie im Schlosse Bredow blieb. Daß sie dies thun werde, war leicht möglich. Der Thatort mußte zwischen Wusterwitz und Netschin sein, und ungefähr in der Mitte zwischen beiden lag Bredow, allerdings etwas abseits von der Bahn. Die Entfernung von Bredow bis zu dieser mochte eine gute Stunde betragen. Immerhin kam man von Bredow am schnellsten und am unbeobachtetsten an die Stelle, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Mord geschehen, wo die Tasche aus dem Fenster hinausgeworfen worden war. Davon, daß er diese gefunden, konnte die Dame unmöglich etwas wissen. Er hatte niemand etwas davon erzählt, auch seitdem es geschehen, noch keinen Bericht gemacht. Mit Wesner konnte sie nicht in Berührung gekommen sein.

Eigentlich war es ja viel wichtiger, zu ermitteln, wo die Verbrecher geblieben waren. Aber wie dies anfangen, nachdem in Wusterwitz ihre Spur vollständig verloren gegangen war? Seine einzige Hoffnung war, daß dieselben sich noch irgendwo in der Gegend aufhielten und wieder zum Vorschein kommen würden. Daß sie die Bahn nur benutzt hatten, um ihre Spur zu verwischen, und nicht, um sich in weite Ferne zu flüchten, sprach entschieden dafür, daß sie noch etwas suchten, was sie ebenfalls durch das Wagenfenster geworfen hatten und was von Wichtig-

keit für sie sein mußte. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es ein kleiner Gegenstand, denn wenn der Ermordete außer seiner Reisetasche noch ein großes Objekt mit sich geführt hätte, so würde der Schaffner Helmert, der sich der Reisetasche so deutlich erinnerte, es kaum übersehen haben. War es ein kleiner Gegenstand, was konnte es sein? Jedenfalls etwas, das sie den Augen der Polizei entziehen wollten, also etwas, das dem Toten gehört hatte. Vielleicht seine Brieftasche. Er hatte wichtige Aufschlüsse über die Nihilisten geben wollen — wahrscheinlich hatte er dieselben niedergeschrieben oder sich wenigstens Notizen gemacht. Diese Annahme erklärte das Verbleiben der Mörder in der Nähe des Thatortes vollständig, wenn es auch sehr gewagt erschien, daß sie einen so kleinen Gegenstand zum Fenster hinausgeworfen hätten; weil es doch jedenfalls sehr unsicher war, ob es ihnen gelingen werde, ihn wiederzufinden. Es wäre einfacher gewesen, die Notizen oder den Bericht zu verbrennen. Aber dazu hatten sie vielleicht nicht Zeit genug gehabt, oder in der Aufregung nach der That an dieses einfache Mittel nicht gedacht. Sie konnten ja auch die Brieftasche an einem besonders markierten Fleck, vielleicht an einer Lichtung oder an einem besonders hervortretenden Baum, hinausgeworfen haben, wo die Wahrscheinlichkeit, sie wiederzufinden, eine große war. Jedenfalls schien es das geratenste, an dieser Annahme festzuhalten, so lange wenigstens, bis neue Umstände zu einer besseren leiteten.

Dann war es von größter Wichtigkeit, die Bahnstrecke zu beobachten. Dazu waren allerdings, wenn es in umfassender Weise geschehen sollte, ein Dutzend Leute nötig. Kaspary aber scheute sich, dieselben auf eine immerhin vage Annahme vom Präsidium zu verlangen. Hatte er sich getäuscht, so war er dann blamiert. Wenn er und Wesner auf beiden Seiten den Bahndamm absuchten,

so mußte das auch genügen. Oder vielleicht war auch das nicht einmal nötig. Auf der rechten Seite des Wagens war das Fenster geschlossen gewesen, wie er sich deutlich erinnerte. Der Riemen hatte keine Spur von Blut aufgewiesen, während das in der Tasche aufgefundene Tuch deutlich zeigte, daß sich jemand an demselben die blutigen Hände abgewischt hatte. Also war dieses Fenster geschlossen gewesen und geblieben. Folglich konnte die Brieftasche — in die Idee, daß es sich um eine solche handle, hatte er sich vollständig eingelebt — nur auf der linken Seite hinausgeworfen worden sein, auf derselben wie die Reisetasche. Dann war es auch nur nötig, die Südseite des Bahndamms abzusuchen, und zwar in der Nähe des Fundortes der Reisetasche.

Aber ein Gedanke fiel ihm plötzlich schwer auf die Seele: wie, wenn sie den gestrigen Abend oder die Nacht benutzt hätten, um zu suchen? Wenn er mit seinen Vorsichtsmaßregeln zu spät kam? Einigermaßen tröstete ihn der Gedanke, daß Wesner sich, der erhaltenen Weisung gemäß, jedenfalls damit beschäftigt habe, an der ihm bezeichneten Stelle weiterzuforschen, und daß, wenn die Mörder wirklich in ähnlicher Absicht dorthin gekommen seien, die Gegenwart des Beamten sie zurückgeschreckt haben werde.

Als er in Bredow ankam, trat ihm Wesner mit geheimnisvollem Gesicht entgegen und flüsterte ihm zu, daß er ihm etwas mitzuteilen habe, das ihm von großer Wichtigkeit zu sein scheine.

Sechstes Kapitel.

Vor Schloß Bredow angekommen, sandte Wera Lassowitsch den Diener mit ihrer Karte hinein und ließ fragen, ob der Herr Major sie empfangen wolle.

„Wera Lassowitsch?“ las dieser verwundert. „Mir ganz unbekannt. Kennst du vielleicht eine Dame dieses Namens, Gertrud?“

„Nein, Onkelchen.“

„Oder du, Fritz?“

„Ganz und gar nicht, Papa.“

„Ich auch nicht. Na, werden ja sehen, was sie will. Führe die Dame in das Empfangszimmer, Johann,“ wandte er sich an seinen alten Diener, „und sage ihr, ich würde sogleich kommen.“

Er ging, seine bequeme Hausjoppe mit einem schwarzen Rock zu vertauschen, und begab sich dann in das Empfangszimmer, in dem Wera ihn bereits erwartete.

„Sie werden erstaunt sein, Herr Major,“ begann sie, nachdem er sie begrüßt und sie eingeladen hatte, auf dem Sofa Platz zu nehmen, „daß ich, eine Ihnen gänzlich Unbekannte, es wage, Sie in Ihrer Häuslichkeit zu überraschen und zu stören.“

Er versicherte, daß von einer Störung keine Rede sein könne.

„Ich würde mir diesen Schritt keinenfalls gestattet haben,“ fuhr sie fort, „wenn es nicht eine traurige Notwendigkeit wäre, die mich zu Ihnen führt.“

Der Major machte ein etwas zweifelhaftes Gesicht. Einen Augenblick dachte er an eine Bettelei im großen Stil, aber zu einer solchen pflegt man doch nicht in Equipage vorzufahren.

„Ich will Ihre Geduld nicht allzulange in Anspruch nehmen. — Sie werden zweifellos von dem Mord gehört haben, der sich im Eisenbahnwagen zwischen Wusterwitz und Retschin ereignet hat.“

Der Major nickte zustimmend.

„Nun wohl, der Ermordete war mein Bräutigam.“

Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, als sie

dies sagte, und preßte das feine Spitzentuch fest gegen die schönen Augen.

„Das ist ja entsetzlich!“ brachte der überraschte Major heraus. „Ich beklage Sie tief, mein geehrtes Fräulein.“

„Auf den Gütern meines Vaters, der Oberst in der russischen Armee war, bin ich als dessen einziges Kind aufgewachsen und wurde, kaum aus dem Kindesalter heraus, durch den plötzlichen Tod meiner Eltern, die von der Cholera hinweggerafft wurden, völlig verwaist. Ich kam in das Haus meines Vormundes. Dort lernte ich den Regierungsbeamten Iwan Merischoff kennen. Schon nach kurzer Zeit erklärte er mir seine Liebe, und da auch ich, trotz des Unterschiedes unserer Jahre, seine Gefühle erwiderte, willigte ich ein, seine Gattin zu werden. Iwan wurde zur russischen Botschaft nach Berlin versetzt. Da ich dort Verwandte habe, leistete ich seiner Bitte, ebenfalls nach Berlin zu gehen, damit wir nicht voneinander getrennt seien, Folge. Iwan war bereits um seinen Abschied eingekommen. Sobald er denselben erhalten, sollte die Hochzeit stattfinden. Da — auf seiner letzten Dienstreise — wurde er ermordet.“

„Sie Arme!“ rief gerührt der Major, als sie wiederum ihr Tuch an die Augen preßte und ein heftiges Schluchzen ihren schlanken Körper erschütterte.

„Ja, wohl bin ich beklagenswert. Als ich die Nachricht von dem entsetzlichen Ende meines Verlobten erhielt, war ich wie vom Blitz niedergeschmettert, fassungslos. Aber als ich aus meiner Betäubung erwachte, stand ein Gedanke wie mit Flammenschrift vor mir: ich habe im Leben nicht sein Weib sein können, ich will ihn rächen! Und darum, Herr Major, komme ich zu Ihnen.“

„Zu mir?“

„Ja, zu Ihnen. Bredow liegt am nächsten der Stelle, an welcher der Mord verübt worden ist; hier muß ich

meine Nachforschungen beginnen. Ihrer Hilfe, der des Amtsvorstehers, bedarf ich vor allem."

„Was ich thun kann, mein verehrtes Fräulein, soll ganz gewiß geschehen."

„Ich danke Ihnen für diese Zusicherung, Herr Major."

„Vor allen Dingen bitte ich Sie, mein Gast zu sein, falls Sie mit dem, was ich Ihnen in meinem Hause bieten kann, vorlieb nehmen wollen."

„Wie soll ich Ihnen für diese Güte danken, Herr Major!"

„Danken? Davon kann nicht die Rede sein, das ist ja ganz selbstverständlich. Im Dorfwirtshaus können Sie unmöglich bleiben, das ist auf solche Gäste nicht eingerichtet."

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Major, ob ich annehmen darf — Ihnen so gänzlich fremd —"

„Sie werden es nicht lange bleiben. Warten Sie, ich gehe, meine Nichte und meinen Sohn mit einigen Worten vorzubereiten — entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Nach kurzer Zeit trat er wieder ein, Gertrud und Fritz mit sich führend. Kurz, aber herzlich sprachen dieselben ihr Beileid aus, und ihren vereinten Bitten Folge leistend, willigte Wera ein, in Schloß Bredow zu bleiben.

„Wie und wo gedenken Sie Ihre Nachforschungen zu beginnen?" frug, nachdem dies geschehen, der Major.

„So recht klar bin ich mir darüber selbst noch nicht," entgegnete Wera. „Ich muß erst die Gegend ein wenig kennen lernen."

„Ich glaube, Sie thäten am besten, die Hilfe eines tüchtigen Polizeibeamten in Anspruch zu nehmen. Ich habe hier einen sehr guten Gendarmen, allein für eine solche Sache dürfte er doch kaum zureichend erscheinen, abgesehen davon, daß er durch seine Dienstgeschäfte stark in Anspruch genommen ist."

„Vielleicht wäre es am besten, einen tüchtigen Kriminalbeamten aus Berlin kommen zu lassen," schlug Fritz vor.

„Ein solcher ist bereits hier," erwiderte Wera, „der Kriminalkommissar Kaspary. War er noch nicht bei Ihnen, Herr Major?"

„Bis jetzt nicht. Vielleicht kommt er noch."

„Es ist aber doch auffallend, daß er sich noch nicht an dich gewandt hat, Vater."

„Warum? Wer weiß, was für eine Fährte er verfolgt. Sollte er meiner bedürfen, so wird er schon kommen."

„Es wäre mir lieb, mich baldmöglichst mit ihm in Verbindung setzen zu können," meinte Wera.

„Wenn er hier ist, wollen wir ihn bald ermittelt haben," warf Fritz ein.

„Versprich nicht mehr, als du halten kannst," warnte der Major. „Solche Herren verstehen es, sich verborgen zu halten."

„Was kann er für ein Interesse daran haben?"

„Wenn du auf den Anstand gehst, mein Junge, um einen Rehbock zu schießen, stellst du dich dann vor oder hinter den Baum?"

„Dahinter natürlich."

„Nun siehst du — so macht der Kriminalkommissar es auch."

„Es muß übrigens ganz interessant sein, die Bekanntschaft eines solchen Menschenjägers zu machen," nahm jetzt auch Gertrud an dem Gespräch teil. „Wenn er kommt, sage es mir, lieber Onkel."

„Den Gefallen will ich dir gern thun, vorläufig aber kenne ich ihn selbst noch nicht."

„Ich habe mich in Retschin bereits nach ihm erkundigt," fuhr Wera fort. „Dort kannte ihn auch niemand."

„Die Herren nehmen eben alle möglichen Masken an,

wenn sie einen Verbrecher fangen wollen," berichtete der Major, der seine Kenntnis des Kriminalwesens allerdings meist Temmeschen Erzählungen verdankte, die er als junger Offizier gelesen hatte. „Bald erscheinen sie als Bauern, bald als reisende Handwerksburschen, ja selbst mit dem Leierkasten ziehen sie herum."

„Na, dafür würde ich denn doch ergebenst danken," bemerkte Fritz.

„Sie haben eben Passion für ihren Beruf. Aber das gnädige Fräulein scheint erschöpft; geh mit nach den Fremdenzimmern, Gertrud. Diese sind doch im Stande?"

„Stets," entgegnete Gertrud mit einem kleinen Anflug von Stolz und geleitete dann Wera nach den für sie bestimmten Räumen. Als sie wieder gehen wollte, hielt Wera sie zurück.

„Bleiben Sie noch ein klein wenig bei mir, mein liebes gnädiges Fräulein," bat sie. „Ich fürchte mich fast vor der Einsamkeit."

„Gern will ich Ihnen noch Gesellschaft leisten, solange meine häuslichen Geschäfte es erlauben," sagte Gertrud freundlich.

„Sie haben wohl sehr viel zu thun?"

„Nicht gerade wenig. In einer so großen Wirtschaft muß man von früh bis abend auf dem Posten sein."

„Dann kommen Sie wohl selten dazu, spazieren zu gehen?"

„Meist nur am Sonntag nachmittag mache ich einen weiteren Spaziergang oder reite aus; in der Woche begnüge ich mich mit einem Gang in den Park oder in das Dorf."

„So kennen Sie die Gegend nach dem Bahndamm zu auch wenig?"

„Den Wald dort? Dahin komme ich allerdings selten."

„Diese Gegend wird wohl überhaupt nicht viel besucht?"

„Da kommen nur die Förster und Holzhauer hin, und höchstens einmal ein Maler, der eine der uralten Eichen zeichnen will."

„Sind viele so alte Bäume dort?"

„Es ist eigentlich nur ein langer Streifen, der sich vom Bahndamm am Graben bis an die Felder zieht; der Onkel läßt sie nicht schlagen, weil sie der Sage nach von dem ersten Bredow auf Bredow gepflanzt sein sollen. Sie sind auch wunderschön."

„Also wenn man immer unter den Eichen entlang ginge, käme man nach dem Bahndamm?"

„Gewiß, es ist der nächste Weg, aber nicht leicht zu finden. Die Eichen haben so viel Unterholz getrieben, daß der schmale Pfad, der dahin führt, stellenweise schon ganz verwachsen ist. Biegt man dann links um, so kommt man in den Sumpf, der stellenweise tief ist. Erst vor zwei Jahren ist dort ein Mensch verunglückt."

„Würde Ihr Herr Vetter mich nicht vielleicht nach dem Bahndamm begleiten?"

„O gewiß, Fritz wird es sich zur Ehre schätzen."

„Werden Sie auch nicht — eifersüchtig werden?"

„Nein," antwortete Gertrud kurz. Diese Frage erschien ihr taktlos nach so kurzer Bekanntschaft. Wie aber gar ein Mädchen sie stellen konnte, das soeben erst ihren Bräutigam auf so entsetzliche Weise verloren hatte, war ihr ganz unbegreiflich.

Wera bemerkte diesen Eindruck rasch und versuchte ihn abzuschwächen. „Sie müssen mir diese Frage nicht übelnehmen," bat sie mit weicher Stimme. „Ich habe, als ich die entsetzliche Nachricht vom Tode meines Verlobten erhielt, eine so schwere seelische Erschütterung durchgemacht, daß ich noch jetzt manchmal kaum weiß, was ich sage oder thue, förmlich geistesabwesend bin. O, es ist ein fürchterliches Geschick, zu schwer für ein schwaches Frauenherz!"

Ihr Schmerz rührte Gertrud, sofort war sie wieder versöhnt und bemühte sich, die Weinende zu trösten.

Als sie bald darauf, durch ihre häuslichen Verrichtungen veranlaßt, sich zurückzog, konnte sie bezüglich Weras nicht recht mit sich ins reine kommen. Nicht daß sie auch nur einen Augenblick an der Echtheit des Schmerzes derselben gezweifelt hätte — dazu war ihr Gemüt viel zu harmlos —, aber der ganze Charakter der Russin, wie er sich in dem leidenschaftlichen, selbst den Schmerz noch überwiegenden Wunsch, den ermordeten Geliebten zu rächen, und in jener Frage aussprach, die unter anderen Umständen den Eindruck einer abstoßenden Leichtfertigkeit gemacht hätte, war ein dem ihren so fremder, daß sie sich nicht in ihn hineinzufinden, ihn nicht zu verstehen vermochte. Um nicht ungerecht zu sein, verschob sie die Bildung ihres Urteils, bis sie Wera eingehender kennen gelernt haben würde.

Das Mittagsmahl verlief in ziemlich stiller Weise. Die Bewohner von Schloß Bredow ehrten den Schmerz ihres Gastes, und Wera zeigte eine Zurückhaltung, die, nur bisweilen unterbrochen von einer warmen Aeußerung der Dankbarkeit für die gütige Aufnahme, die sie gefunden, nicht verfehlen konnte, einen günstigen Eindruck hervorzurufen.

Ganz besonders war dies bei Fritz der Fall, der Wera gegenüber saß und mit unverhohlener Bewunderung seine Blicke auf dem pikanten, bei aller jugendlichen Weichheit doch Energie des Charakters verratenden Gesicht und den vollendeten Formen ihres Körpers ruhen ließ, die in dem knappen schwarzen Seidenkleid, das sie auch bei Tisch trug, voll zur Geltung kamen.

Nach Tisch zog der Major sich zu seinem Mittagsschläfchen in sein Zimmer zurück, die jungen Leute sich selbst überlassend. Gertrud machte Fritz mit dem Wunsche

Weras, daß er dieser als Führer auf dem Wege zum Bahndamm dienen möge, bekannt, und er beeilte sich, augenscheinlich erfreut, sich ihr zur Verfügung zu stellen.

„Wenn wir einen Umweg machen wollen, könnten wir auch dahin reiten," meinte er. „Ich setze voraus, daß gnädiges Fräulein reiten gelernt haben."

„Ich habe oft halbe Tage auf dem Rücken meines arabischen Schimmelhengstes, den mein Vater mir geschenkt hatte, zugebracht," gab sie zur Antwort. „Die schönsten Stunden meines Lebens waren es, wenn ich an der Seite meines guten Iwan durch die Steppe dahinfliegen konnte. Aber jetzt — nein, jetzt möchte ich nicht reiten; es würde zu schmerzliche Erinnerungen in mir wecken."

Diese Antwort trug ihr einen anerkennenden Blick von Gertrud ein, während Fritz, der Wera gern zu Pferde gesehen hätte, allerdings ihre Gründe anerkennen mußte, aber doch die Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches nicht aufgab.

„Dann vielleicht später," meinte er.

„Ich glaube kaum, daß dies möglich sein wird. Mir lag der Gedanke an das Reiten so fern, daß ich gar kein Reitkleid mitgenommen habe."

„Da könnte Ihnen Gertrud aushelfen; sie ist nahezu von derselben Größe, eher noch etwas größer als Sie."

„Aber Fräulein Lassowitsch ist bedeutend stärker als ich," wandte Gertrud ein, welcher der Gedanke, der Fremden ihre Kleidung zu leihen, nicht gerade angenehm war, ebensowenig wie die ungenierte Art und Weise, in der Fritz über ihre Garderobe verfügte.

„Das würde sich schon machen lassen," fuhr Fritz unbekümmert fort. „Ich schlug das Reiten hauptsächlich deshalb vor, weil der Weg an den Eichen entlang für eine Dame doch sehr beschwerlich, der durch den Wald zur Rechten aber ziemlich weit ist."

„Ich fürchte weder das eine noch das andere,“ widerlegte ihn Wera. „In meiner Heimat habe ich mich oft zum Vergnügen durch wahre Urwälder hindurchgearbeitet und auf ebenen Wegen nicht selten eine Entfernung von acht bis zehn Wegstunden zu Fuß zurückgelegt.“

„Das zeugt von einer sehr kräftigen Natur.“

„Von einer zu kräftigen vielleicht. Es war mir ein zwingendes Bedürfnis, mich durch körperliche Anstrengungen zu ermüden. That ich es nicht, so fühlte ich mich nicht wohl. Sie dürfen eben nicht vergessen, Herr v. Bredow, daß ich, im Kaukasus aufgewachsen, sozusagen eine Halbwilde bin.“

„Davon habe ich bis jetzt noch nichts gemerkt,“ bekannte er offen.

„Vielleicht kommt es eher einmal zum Vorschein, als gut ist,“ gab sie mit einem ganz leisen Anflug von Neckerei zur Antwort. „Aber ich glaube, Ihr Fräulein Cousine, dieses Muster einer zukünftigen deutschen Hausfrau, sehnt sich bereits wieder nach der Erfüllung ihrer Berufspflichten, und ich möchte um alles in der Welt nicht in irgend einer Weise lästig fallen. Wenn es Ihnen recht ist, machen wir uns auf den Weg.“

Fritz erklärte sich mit Vergnügen hierzu bereit, und die beiden jungen Leute traten ihre Wanderung an.

Wera zeigte sich, mit dem jungen Offizier allein, noch gesprächiger, als sie es in Gertruds Gegenwart gewesen war. Sie fühlte, daß er mit seinem leicht empfänglichen Herzen sich der Macht, welche ihre eigenartige Schönheit auf Männerherzen auszuüben pflegte, nicht würde entziehen können, und daß es nur von ihr abhänge, in ihm einen vielleicht wertvollen Bundesgenossen zu gewinnen. So entfaltete sie denn den ganzen Zauber der ihr in hohem Maße zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit, welche, von Melancholie leicht überschattet, noch wirkungsvoller war als sonst.

Aber ehe sie sich nach dieser Richtung hin zu weit einließ, wollte sie das Terrain genauer sondieren, um zu wissen, welcher Art das Verhältnis zwischen Fritz und Gertrud war. Vetter und Base, beide jung und hübsch, auf einem einsamen Gutshof zusammen, da entwickelt sich oft rasch ein Liebesverhältnis, dachte sie. Es konnte leicht sein, daß der alte Major, der ja für Gertrud augenscheinlich die Zuneigung eines Vaters hatte, dieses Verhältnis begünstigte, und daß, wenn sie dasselbe störte, sie ihn gegen sich stimmte, was zu Konsequenzen führen konnte, die ihren Plänen nicht förderlich gewesen wären.

„Ihre Fräulein Cousine sagte mir, daß sie diesen Weg seit langer Zeit nicht gegangen sei," begann sie, als sie sich den Eichen näherten.

„Das arme Mädchen ist auch so in Anspruch genommen, daß sie gar keine Zeit dazu hat," erklärte Fritz. „Aber sie fühlt sich am wohlsten dabei."

„Wissen Sie das so genau?"

„Sonst brauchte sie es ja doch nicht zu thun. Kein Mensch zwingt sie dazu."

„Aber im Leben jedes jungen Mädchens tritt eine Epoche ein, in der selbst die strengste Pflichterfüllung ihr nicht genügt, in der sie sich nach etwas anderem, etwas Höherem sehnt."

„Daß dies bei Gertrud der Fall ist, glaube ich nicht. Sie ist stets so ruhig, so klar in ihrem Empfinden, ihrem Denken und Sprechen, daß bei ihr wenigstens bis jetzt von einer Epoche der Beunruhigung schwerlich die Rede sein kann."

„Sie wird ihr nicht entgehen — wenn diese Zeit nicht schon eingetreten ist, ohne daß Sie es bemerkt haben."

„Gewiß nicht."

„Das Herz eines jungen Mädchens ist nicht so leicht zu ergründen, als Sie meinen. Jedem Forscherblick ver-

schließt es sich scheu; es giebt nur einen Schlüssel dazu — die Liebe."

„Ja, wenn Gertrud einmal richtig verliebt wäre, dann wäre sie erst ganz so, wie sie sein müßte."

Er konnte dabei einen leisen Seufzer nicht unterdrücken.

„Das klingt ja fast, als hätten Sie da eine Husarenattacke versucht und — wären abgeschlagen worden."

„Ach, bei Gertrud weiß man nie recht, wie man mit ihr dran ist," gestand er offenherzig. „Sie ist ein herzensgutes Mädchen, das ist gewiß; aber wenn man einmal zu ihr sprechen will, so wie es einem ums Herz ist, dann kann sie so kühl und befremdet aussehen, daß einem das Wort auf der Zunge erstirbt."

„Ja, ja, sie ist eine eigenartige Natur, die im Bewußtsein ihres Wertes sich nicht so rasch hingiebt," pflichtete Wera bei. „Wer weiß, wem es beschieden ist, den Schlüssel zu ihrem Herzen zu finden!"

Sie war jetzt so ziemlich über die Verhältnisse unterrichtet und glaubte, ohne Gefahr wenigstens eine Annäherung zwischen dem jungen Offizier und sich herbeiführen zu können.

„Gehen Sie voran und zeigen Sie mir den Weg," bat sie, als sie an dem Dickicht unter den Eichen angekommen waren, das den schmalen Pfad stellenweise gänzlich verdeckte. „Hier muß ich wohl mein Kleid aufschürzen; es scheint auch feucht zu sein."

„Nur stellenweise," gab er zur Antwort, die Zweige zurückbiegend und jede Gelegenheit benutzend, einen Blick auf ihr reizendes Antlitz zu werfen, das, sonst etwas bleich, jetzt infolge der Anstrengung des Weges ein zartes Rot zeigte. „Aber der Weg ist arg verwachsen, seit ich nicht hier gewesen bin. Gedenken Sie, ihn noch oft zurückzulegen?"

„Ich werde wohl dazu genötigt sein."

„Dann will ich ein paar Leute herschicken, um ihn passierbarer zu machen."

„Nein, bitte, thun Sie das nicht," bat sie rasch.

„Warum nicht?"

„Ich habe die Hoffnung, irgendwo in der Nähe des Bahndammes noch Spuren von dem Verbrechen zu entdecken. Das Gepäck meines Verlobten ist aus dem Wagenfenster hinausgeworfen worden."

„Aber hier sind wir noch weit vom Bahndamm entfernt."

„Es wäre doch möglich, daß die Mörder, die jedenfalls nachher das Gepäck aufgesucht haben, den Weg hier eingeschlagen hätten, und daß sich irgend eine Spur von ihnen entdecken ließe."

„Jetzt noch? Nach mehreren Tagen? Schwerlich."

„Bitte, rauben Sie mir diese Hoffnung nicht. Ich habe das dringende Bedürfnis, etwas zu thun, um die Urheber der entsetzlichen That zur Verantwortung zu ziehen, und weiß nicht, was ich sonst beginnen sollte."

„Wenn wir nur den Kriminalkommissar erst hätten!"

„Das wünsche ich auch auf das sehnlichste. Aber bis ich mit ihm gesprochen habe, lassen Sie, bitte, den Weg ganz so, wie er ist."

„Da Sie es wünschen, gern. — Tausend, hier ist aber das Wasser aus dem Graben ausgetreten! Wie kommt das? Hier können wir nicht weiter."

„Sollte es in der That unmöglich sein?"

„Ich käme schon durch, aber Sie mit Ihren feinen Stiefelchen — unmöglich."

„Unmöglich?"

„Es müßte denn sein, Sie gestatten mir, daß ich Sie hinübertrage."

„Wenn es nicht anders geht — —"

Der junge Offizier besann sich nicht lange. Den rechten

Arm um ihre feine Taille schlingend, hob er sie mit dem linken vom Boden empor und schritt durch das fußtiefe Wasser hindurch der nächsten großen Eiche zu, von welcher an es wieder trocken war. Ein ganz eigentümliches Gefühl durchströmte ihn, als er so das schöne Mädchen, sie notgedrungen an sich pressend, hinübertrug. Auch sie war errötet, und nur mit befangener Stimme vermochte sie ihm ihren Dank auszusprechen, als er sie unter der Eiche sanft niedergleiten ließ.

Schweigend setzten sie ihren Weg fort, bis sie am schwarzen Luch ankamen.

„Hier sind in der That viele Fußspuren," rief der junge Offizier aus, als sie sich diesem näherten.

Wera betrachtete dieselben aufmerksam.

„Sehen Sie," fuhr Fritz fort, dessen Jägerauge so leicht nichts entging, „hier sind solche von drei verschiedenen Füßen nebeneinander: ein ganz großer und breiter, ein ebenfalls ziemlich langer und schmaler, und ein kleiner."

„Merkwürdig, daß die Spuren sich so lange gehalten haben."

„Hier, wo es stets feucht ist, und die Sonne kaum einmal durch das dichte Laub dringen kann, ist das nicht zu verwundern," meinte er. „Aber sie können ja auch aus neuerer Zeit sein."

„Freilich. Sie stammen vielleicht von den Holzhauern."

„Keine einzige von ihnen."

„Woran sehen Sie das?"

„Unsere Holzhauer tragen sämtlich benagelte Schuhe, damit die Sohlen sich nicht so rasch abnutzen. Aber in keiner dieser Spuren ist der Abdruck eines Nagels."

„Dann allerdings . . ." Sie war sehr bleich geworden, und die Hand, die an ihrer Seite niederhing, während sie den anderen Arm um einen Baumstamm geschlungen hatte, zitterte.

„Was ist Ihnen?“ frug er bestürzt.

„Der Gedanke, daß hier die Leute gewesen sind, welche meinen Verlobten ermordet haben, ist mir entsetzlich.“

„Ich begreife das. Sie haben Ihren Kräften zu viel zugemutet. Kehren wir nach dem Schloß zurück.“

Sie nickte schweigend mit dem Haupt und wandte sich rückwärts.

„Erlauben Sie, daß ich vorangehe, Ihnen den Weg zu zeigen.“

„Ich will sehen, ob ich ihn selbst finden kann.“

„Wie Sie wollen.“

„Das wird mich ein wenig von meinen traurigen Gedanken abbringen. Ich muß jene thörichte Schwäche überwinden,“ setzte sie, jetzt viel gefaßter, hinzu.

„Aha, jetzt sehe ich auch, warum der Graben ausgetreten ist,“ rief er plötzlich.

„Nun?“

„Sehen Sie dort, rechts von der großen Eiche, das sieht aus, als habe man das Wasser abgedämmt. Ja wirklich, man hat es auch gethan.“

„Zu welchem Zweck?“ Sie war wieder auffallend bleich, als sie diese Frage stellte.

„Was sollte man dabei für einen Zweck haben? Eine Spielerei ist es, ein Unsinn.“

„Wer kann das gewesen sein?“

„Ich habe keine Ahnung. — Halt, der Nichtsnutz, der Miesko vielleicht!“

„Wer ist das?“

„Ein Thunichtgut, der sich den ganzen Tag im Walde umhertreibt und oft bei Nacht auch noch.“

„Aber er muß doch einen Zweck dabei gehabt haben.“

„Vielleicht wollte er im Interesse der Forstwirtschaft das schwarze Luch trocken legen,“ meinte Fritz lachend. „Mir kam es vorhin schon kleiner vor als sonst.“

„Wäre das auf diese Weise möglich?“

„Zum Teil wohl, denn der Graben fließt ja hindurch. Aber ich will dem Taugenichts seinen Unfug vertreiben.“

Mit dem Fuß den kleinen, aus Reisig und Erde gebildeten Damm zerstörend, welcher das Wasser des Grabens aufhielt, bemerkte Fritz nicht, daß Weras Blässe rasch einer fliegenden Röte Platz machte, und daß sie fast heiter aussah, als das Wasser wieder in seinem gewohnten Bett dahinfloß.

„So,“ rief er, mit einem kräftigen Fußtritt den letzten Rest des kleinen Bauwerks vernichtend, „jetzt ist alles wieder in Ordnung. Nun werden Sie auch künftig hier gehen können, ohne befürchten zu müssen, daß ihre niedlichen Füßchen naß werden. Schade!“

„Warum schade?“ frug sie erstaunt.

„Weil es mir ein ganz besonderes Vergnügen gemacht hätte, Sie noch öfter über die Pfütze zu tragen.“

Sie sah ihn, ohne zu antworten, mit einem eigenartigen Blick an. Es lag etwas wie ein leises Versprechen für die Zukunft darin, etwas, das das Herz des jungen Offiziers höher schlagen ließ.

„Für heute freilich,“ fuhr er fort, „müssen Sie sich meine Dienste schon noch gefallen lassen, denn so rasch verläuft sich das Wasser nicht.“

„Allerdings, es ist noch gerade so breit wie vorhin.“ Sie blieb stehen. „Kann man nicht einen Umweg machen?“

„Hier in dem dichten Unterholz würden Sie Ihre Toilette vollständig ruinieren.“

„Dazu habe ich allerdings keine Lust.“

„Dann müssen Sie sich mir schon noch einmal anvertrauen.“

Sie nickte wortlos mit dem Köpfchen, und gleich darauf schritt er wieder, sie auf dem Arm tragend, durch das Wasser.

„Paul und Virginie —" scherzte sie in etwas unsicherem Ton, als er sie niederließ.

„Zu diesem Paul habe ich kein Talent in mir — und ich glaube, Sie zur Virginie auch nicht. Es wäre auch traurig."

„Traurig? Inwiefern?"

„Das Ende der Geschichte von Paul und Virginie ist doch sehr tragisch."

„Allerdings. Sie ziehen eine heiterere Lösung vor?"

„Natürlich. Sie nicht, gnädiges Fräulein?"

„Das Schicksal fragt leider wenig nach dem, was wir vorziehen," wich sie aus.

„Mag sein. Aber mehr oder weniger gestaltet jeder sein Schicksal selbst."

„Der eine mehr, der andere weniger," sprach sie düster. „Bei mir scheint das letztere der Fall zu sein."

„Momentan."

„Auf lange Zeit hinaus, vielleicht für immer."

„Thorheit! — Verzeihen Sie, das Wort ist mir so herausgesprudelt, aber eine Thorheit wäre es wirklich, wenn Sie Ihr ganzes Leben um dieses einen unglückseligen Schicksalsschlages willen vertrauern wollten."

„Ist es nicht meine Pflicht gegen den Toten?"

„Dieser Pflicht steht das Recht des Lebenden gegenüber. Sie, ein von der Natur so reichbegabtes Wesen, Sie wollten Ihr ganzes Leben vertrauern? Vielleicht gar in ein Kloster gehen?"

„Das letztere kaum." Sie mußte über seinen Eifer unwillkürlich lächeln.

„Und wenn Sie den Toten noch so heiß und innig geliebt haben, so —"

Er unterbrach sich, denn sie war stehen geblieben und sah ihn wieder mit einem jener sonderbaren Blicke an, die so viel zu denken gaben.

„Haben Sie ihn nicht geliebt?“ frug er ganz erstaunt.

„Ich könnte Ihre Frage unbescheiden finden,“ begann sie langsam, „aber ich will sie Ihnen verzeihen. Noch mehr, ich will sie beantworten.“

Sie machte eine kurze Pause und atmete mehrmals tief.

„Als ich Iwan Merischoff kennen lernte,“ fuhr sie dann fort, „war ich ein Kind fast noch, wenn auch dem Aeußeren nach ein Weib. Er war der erste, der mich als solches behandelte. Das schmeichelte meiner Eitelkeit, stimmte mich günstig für ihn. Er war ernsten Charakters, von hervorragenden Fähigkeiten, allgemein geachtet, so reich wie ich, man beneidete mich um die Auszeichnung, die er mir zu teil werden ließ — ich glaubte, ihn zu lieben. Mein Vormund, froh, der Sorgen um mich, der Arbeit, welche ihm die Verwaltung meiner Güter bereitete, enthoben zu sein, beglückwünschte mich zu meinem Entschlusse, Iwans Weib zu werden, alle meine Verwandten thaten das Gleiche. Ich konnte nicht daran zweifeln, das Richtige getroffen zu haben. — Doch blieben Mißhelligkeiten zwischen uns nicht aus. Iwan, der in der Provinzialadministration eine sehr geachtete Stellung einnahm, fand, daß seine Carriere in dieser zu langsam vor sich gehe. Einer seiner Freunde wurde Polizeiminister und machte ihm den Vorschlag, in sein Departement überzutreten. Er that es. Ich zürnte ihm, als ich dies erfuhr, denn ich meinte, er habe voreilig gehandelt. Ich habe eine Abneigung gegen Polizeibeamte, obwohl ich deren Notwendigkeit anerkenne. Sie geht so weit, daß ich mir überlegte, ob ich nicht von dem Verlöbnis zurücktreten solle, besonders als ich erfuhr, daß Iwan sich in der Verfolgung der politischen Flüchtlinge auszeichne. Aber eine aufgehobene Verlobung hat immer ihr Mißliches, besonders für ein Mädchen. Ein Mann setzt sich eher darüber hinweg.“

„Das ist richtig."

„Es wäre besser gewesen, ich hätte allem getrotzt, den Nachreden, die in solchem Falle unsere lieben Mitmenschen immer bereit haben, mutig die Stirn geboten. Aber ich war zu feig dazu. Ich blieb ihm äußerlich verbunden, innerlich war ich von ihm getrennt. Mit Beben jedoch, mit einer immer sich steigernden Angst sah ich dem Tage entgegen, der uns unauflöslich aneinander ketten sollte. Ich flehte, je mehr ich mir bewußt wurde, daß ich Iwan nicht liebe, daß ich ihn nie geliebt habe, desto öfter zu Gott, er möge mich sterben lassen, ehe jener Tag erschiene. Da, plötzlich —"

„Kam jene Nachricht."

„Kam jene Nachricht. Und seitdem quäle ich mich in bitteren Selbstvorwürfen, daß vielleicht alles anders geworden wäre, hätte ich Iwan mehr geliebt."

„Und warum sollte es dann anders geworden sein?"

„Oft schon habe ich mir in den letzten Tagen diese Frage gestellt, nie sie zu beantworten vermocht. Und doch kann ich den Gedanken nicht bannen."

„Dann ist auch er es, der Sie treibt, alles aufzubieten, um den Ermordeten zu rächen?"

„Ja."

Er schwieg einen Augenblick. „Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen," sagte er dann ernst. „Ich kann zwar nicht finden, daß Sie in irgend einem Punkte ein Unrecht begangen hätten, aber wenn der Gedanke, die Mörder zur Verantwortung gezogen zu haben, Sie beruhigen kann, so will ich gern mein möglichstes zu seiner Verwirklichung thun."

„Noch eines," unterbrach sie ihn. „Es mag Ihnen vielleicht sonderbar, sogar unweiblich erscheinen, daß ich Ihnen, einem jungen Manne, nur einige Jahre älter als ich selbst, in dieser Weise mein Herz öffne. Aber

das Geschehene lastet mit so furchtbarem Druck auf mir, daß ich wahnsinnig geworden wäre, hätte ich mich nicht jemand mitteilen können. Sie sind der erste, der mir mit warmer Teilnahme näher tritt — Fräulein Gertrud ist eine mehr zurückhaltende, kühlere Natur —, ich mußte mein Herz öffnen, es war zu voll. Denken Sie darum nicht schlimm von mir."

„Wie könnten Sie das glauben," rief der junge Offizier, ihre Hand an seine Lippen führend und einen heißen Kuß darauf pressend. „Im Gegenteil! Früher hätte ich Ihnen meine Dienste gewidmet, weil die Ritterpflicht mich dazu trieb; jetzt thue ich es, weil das Herz es mir gebietet."

Siebentes Kapitel.

Nachdem Kaspary, von Wesner gefolgt, in seinem Zimmer angelangt war, begann der letztere seinen Bericht.

„Wie mir der Herr Kriminalkommissar —"

„Maler Schulze bin ich."

„Verzeihung! Wie Sie mir befohlen hatten, setzte ich die Beobachtung des verdächtigen Teiles des Bahndamms fort. In der Nähe des Fundortes der Tasche habe ich keinen Strauch, kein Grasbüschel undurchsucht gelassen, aber es fand sich nichts."

„Gar nichts?"

„Nicht das mindeste."

„Weiter!"

„Von Zeit zu Zeit, wenn ich mich ausruhen mußte, oder ein Zug kam, nahm ich auf einem kleinen Mooshügel hinter einer dicken Eiche Platz, von dem aus ich sowohl den Bahndamm als auch einen Teil des am Graben entlang führenden Fußpfades übersehen konnte. Dort saß ich gestern gegen Abend etwa seit zehn Minuten,

als ich auf einmal in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten einen jungen Burschen sah."

„Den wir verfolgen?"

„Nein, den leider nicht. Es war anscheinend einer aus dem Dorfe. Er ging barfuß und so vorsichtig, daß ich ihn nicht hatte kommen hören. Ich blieb regungslos sitzen und beobachtete ihn."

„Was that er?"

„Er schlich den Fußweg entlang, fortwährend scheu um sich blickend, bis an den Bahndamm heran. Dort machte er Halt, lugte scharf nach links und nach rechts aus und ging dann zurück, wie er gekommen war."

„Sie folgten ihm?"

„Gewiß. Nur mußte ich sehr vorsichtig sein, denn er war scheu wie ein Fuchs. An dem kleinen Tümpel angekommen, aus dem wir die Tasche geholt haben, machte er Halt und untersuchte die Umgebung desselben mit größter Gründlichkeit, jeden Stein, jedes große Blatt aufhebend."

„Das ist sonderbar."

„Es kommt noch sonderbarer. Nachdem er seine Untersuchung beendet, ohne etwas gefunden zu haben, ging er eine Strecke am Bach aufwärts. Mit einem Male war er mir aus den Augen entschwunden."

„Fatal."

„Ich überlegte, was ich thun sollte. Ich wollte ihn nicht mißtrauisch machen, aber auch ihn mir nicht entgehen lassen. Infolgedessen drang ich mit äußerster Vorsicht vor und sah ihn schließlich, auf der Erde kauernd, damit beschäftigt, aus Zweigen und Erde einen Damm durch den Graben zu ziehen."

„Oberhalb des schwarzen Luchs?"

„Jawohl, oberhalb."

„Also um es trocken zu legen."

„Ohne Zweifel."

„Aber zu welchem Zweck? Den Auftrag dazu hat er vom Besitzer des Waldes schwerlich gehabt.“

„Ganz gewiß nicht, dann hätte er Werkzeuge mitgehabt. Er trug die Erde mit den Händen heran.“

„Drei Fälle sind möglich: entweder handelte er im Auftrage der Mörder —“

„Das war auch mein erster Gedanke. Vielleicht scheint ihnen die Tasche da nicht sicher genug.“

„Oder er hat die Mörder beobachtet, gesehen, wie sie die Tasche hineinwarfen, und möchte sie nun herausfischen.“

„Das kann auch sein.“

„Oder er hat uns beobachtet und denkt, wo die Tasche gewesen ist, kann auch noch mehr sein.“

„Auch das ist nicht ausgeschlossen.“

„Sie folgten dem Burschen weiter, als er sein Werk vollendet hatte?“

„Natürlich.“

„Wohin ging er?“

„Hier in das Dorf.“

„Erkundigten Sie sich nach ihm?“

„Ja, während des Abendessens ganz unauffällig. Miesko heißt er und bewohnt mit seiner Mutter eine ihnen von dem Major geschenkte Hütte.“

„Schon lange?“

„Schon seit einer Reihe von Jahren.“

„Beobachten Sie ihn von jetzt an so scharf als möglich, ohne seinen Verdacht zu erregen.“

„Zu Befehl.“

Kaspary erzählte nun die Ankunft der Russin und das, was sich nach derselben zugetragen.

Wesner teilte seinen Argwohn nicht. „Ich glaube, es wäre am besten, sich mit ihr in Verbindung zu setzen,“ meinte er. „Ihr Auftreten den Behörden gegenüber läßt nicht daran zweifeln, daß sie gerade Wege geht.“

„Aber woher weiß sie, daß ich hier bin?"

„Jedenfalls durch die russische Botschaft, da das Präsidium nichts von ihr geschrieben hat."

„Ich vermute das auch. Nur ihr verstecktes Lächeln, als sie den Mordbericht und die Phantasien über die Personen der Mörder las, hat mich stutzig gemacht."

„Auch das erklärt sich leicht; sie mag vielleicht besser über die Mörder unterrichtet sein als wir und wissen, daß das alles Unsinn ist, was da im Netschiner Wochenblatt stand."

„Sie haben den Bericht gelesen?"

„Ja."

„Er enthielt allerdings eine gute Portion Unsinn. Aber ich kann nicht recht Vertrauen zu ihr fassen."

Wesner zuckte die Achseln. „Das ist Gefühlssache."

„Mein Gefühl hat mich noch selten getäuscht."

„Vom Schloß aus könnte man jedenfalls Näheres über sie erfahren."

„Ich werde mich an den Major selbst wenden."

In seiner Ueberzeugung von der Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Verfahrens doch mehr erschüttert, als er Wesner gegenüber zugestehen mochte, glaubte Kaspary am besten zu thun, wenn er dem Major gegenüber aus seinem Stande und dem Zweck seiner Anwesenheit kein Hehl machte und seine Taktik gegenüber der Russin gemäß den Mitteilungen einrichtete, welche der Major ihm machen würde. Demgemäß mußte er den letzteren allein zu sprechen suchen. Das ließ sich ja in sehr einfacher Weise bewerkstelligen, wenn er ihm ein paar Zeilen schrieb und ihn bat, ihm eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren. Allein es war nicht ausgeschlossen, daß von einem solchen Schreiben auf irgend eine Weise auch Wera Lassowitsch Kenntnis erhielt und gegen ihn Verdacht schöpfte.

Er zog es daher vor, nachdem er sich nach den Ge-

wohnheiten des Majors bei dem Wirt durch Wesner hatte erkundigen lassen, demselben auf seinem Nachmittagsritt über die Felder in den Weg zu treten.

Der Major war sichtlich erfreut, als Kaspary in der Nähe des Waldes sich ihm vorstellte.

„Ich habe Sie schon erwartet," sagte er, „nicht allein etwa aus Neugierde, um etwas Näheres über den Mord zu hören, obgleich ich gar nicht leugnen will, daß auch diese Angelegenheit, die sich in solcher Nähe meines Besitzes abgespielt hat, mich interessiert, sondern weil bei mir jetzt eine Dame weilt, welche das lebhafteste Interesse daran hat, ihre Bemühungen mit denen der Polizei zu vereinigen, Fräulein Wera Lassowitsch, die Braut des Ermordeten."

„Seine Braut?"

„Ah, Sie wußten das nicht?"

„Nein, Herr Major."

„Ja, sie ist seine Braut und natürlich durch den fürchterlichen Schlag ganz niedergeschmettert."

„Das ist ja auch kaum anders möglich."

„Sie hat aber doch ziemliche Charakterstärke. Ein gewöhnliches Weib würde an ihrer Stelle in Thränen zerfließen und zu jeder energischen That unfähig sein. Sie aber scheint, obwohl natürlich ihre Thränen reichlich fließen, wenn sie von dem Unglück spricht, doch überwiegend von dem Gedanken beseelt, es an seinen Urhebern zu rächen. Sie wandte sich an mich mit der Bitte, ihr dazu behilflich zu sein."

„Was Herr Major natürlich zusagten."

„Selbstverständlich, soweit es in meiner Macht steht. Leider erstreckt sich dieselbe nicht weit. Ich empfahl ihr daher, sich an Sie zu wenden."

„Darf ich mir die Frage erlauben, woher dem Herrn Major meine Anwesenheit bekannt war?"

„Sie war es nicht; ich vermutete nur, daß die Berliner Kriminalpolizei nicht unterlassen haben werde, die Sache energisch in die Hand zu nehmen. Fräulein Lassowitsch aber wußte bereits, daß Sie hier seien."

„Woher ihr diese Kenntnis gekommen, hat sie nicht gesagt?"

„Nein, ich habe sie auch nicht danach gefragt. Ich denke mir, daß sie es auf dem Polizeipräsidium erfahren haben wird."

„Auf diesem pflegt man in solchen Fällen die Person des mit der Untersuchung beauftragten Beamten nicht zu nennen."

„Auch nicht jemand gegenüber, der ein so lebhaftes Interesse an der Sache hat, wie Fräulein Lassowitsch?"

„Auch dann nicht. Ich bin um so mehr überzeugt, daß ihr Wissen einer anderen Quelle entspringt, als in keiner der Mitteilungen, welche ich bisher von dem Präsidium erhielt, sie erwähnt ist."

„Legen Sie diesem Umstande Wichtigkeit bei?"

„Allerdings, wenn auch nur eine untergeordnete, nur deshalb, weil noch ein anderer Umstand mich bestimmt, nach dieser Richtung hin eine gewisse Vorsicht zu beobachten."

„Sie hegen doch keinen Verdacht gegen Fräulein Lassowitsch?"

„Einen eigentlichen Verdacht nicht, aber —"

„Lieber Herr Kriminalkommissar, da sind Sie entschieden auf falscher Fährte," rief der Major lachend. „Daß dieses junge Mädchen nur von den reinsten Absichten erfüllt ist, dafür möchte ich mich verbürgen."

„Ich gebe diese Möglichkeit gern zu, aber ich möchte den Herrn Major doch dringend bitten, vorläufig Fräulein Lassowitsch von meiner Anwesenheit und unserem Gespräch keine Kenntnis zu geben."

„Selbstverständlich werde ich Ihren Wunsch erfüllen, obwohl es mir leid thut, daß das junge Mädchen in Ihnen nicht den Beistand finden soll, den sie erhofft hat. Was soll sie denn so allein anfangen?"

„Das eben möchte ich gern sehen."

„Sie wollen sie beobachten?"

„Allerdings, und zu diesem Zweck möchte ich von dem Herrn Major die Erlaubnis erbitten, den Park betreten zu dürfen."

„Er steht jedem offen. Sonntags kommen die Leute aus Retschin manchmal in ganzen Scharen hierher."

„Um so besser. Damit aber mein wiederholter Besuch des Parkes und des nach dem Eisenbahndamm zu gelegenen Teiles Ihres Waldes nicht auffalle, werde ich die Rolle eines Malers spielen. Ich bin in dieser Kunst nicht ganz unbewandert. Ich bitte also gehorsamst, in mir von jetzt an den Maler Wilhelm Schulze aus Düsseldorf zu sehen."

„Schön, wie Sie wollen. Aber nicht wahr, nachdem Sie sich überzeugt haben, daß Fräulein Lassowitsch ganz ungefährlich ist, machen Sie der Komödie ein Ende und gewähren der jungen Dame Ihren Beistand?"

„Gewiß, sowie ich diese Ueberzeugung gewonnen haben werde. Vorläufig ist es jedenfalls so besser; je weniger Personen um mein Geheimnis wissen, um so sicherer bin ich, daß es nicht verraten wird."

„Die eigenen Interessen des Fräuleins würden ihr dies verbieten. Indessen Sie müssen Ihr Metier besser verstehen als ich. Waren Sie nicht früher Offizier?"

„Premierlieutenant im zweiten brandenburgischen Grenadierregiment Nummer zwölf, Prinz Karl von Preußen."

„Das freut mich; ich sah es Ihnen schon an Ihrer militärischen Haltung an. Warum haben Sie des Königs Rock an den Nagel gehängt?"

„Eine schwere, bei Mars-la-Tour erhaltene Verwundung nötigte mich dazu.“

„Ah, das ist schade! Ich bin überzeugt, daß Sie ein tüchtiger Offizier waren. Nun aber, Herr Premierlieutenant oder Herr Kriminalkommissar — wie soll ich Sie nennen?“

„Wenn ich bitten darf — Schulze!“

„Ach so, ich vergaß das. Also, Herr Schulze, darf ich Sie einladen, morgen mittag unser Gast zu sein? Oder wollen Sie vielleicht ganz im Schloß Quartier nehmen? Es würde mich sehr freuen.“

„Verbindlichsten Dank, Herr Major. Aber ich irre wohl kaum in der Annahme, daß diese liebenswürdige Einladung mehr dem Premierlieutenant außer Dienst als dem Maler Schulze gilt, und es könnte auffallen, wenn letzterer sich eines solchen Vorzuges zu erfreuen hat.“

„Kann denn der Maler Schulze nicht auch früher Premierlieutenant gewesen sein?“

„Allerdings.“

„Nun also. Kommen Sie ruhig zu uns; meine Nichte und mein Sohn Fritz, der jetzt auf Urlaub hier ist, werden sich freuen, Sie kennen zu lernen.“

„Verzeihung, Herr Major, wenn ich Sie noch auf einen Punkt aufmerksam mache. Auch Fräulein Lassowitsch ist Ihr Gast. Ganz ausgeschlossen ist es nicht, daß ich mich zu einem Vorgehen gegen dieselbe genötigt sehe, — wäre es da nicht besser, wenn ich nicht zu den Gästen des Schlosses zählte?“

„Ich verstehe Ihr Zartgefühl und danke Ihnen für dasselbe. Aber eine Einladung zur Teilnahme an unserer heutigen Abendmahlzeit wenigstens dürfen Sie nicht ausschlagen. Eine solche hat nichts Auffälliges; ich habe sie schon öfters Malern, die hier Aufnahmen machten und sich mir vorgestellt hatten, zu teil werden lassen.“

„Mit großem Vergnügen werde ich von Ihrer Liebenswürdigkeit Gebrauch machen, Herr Major.“

„Das freut mich. Also um sieben Uhr, wenn ich bitten darf. Bei uns auf dem Lande ißt man zeitiger als in der Stadt. Auf Wiedersehen!“

Er reichte Kaspary die Hand, gab seinem Braunen einen leichten Schenkeldruck und sprengte dem Schlosse zu, um Gertrud davon in Kenntnis zu setzen, daß sie heute abend noch einen Gast haben würden.

Kaspary benutzte die ihm noch übrig bleibende Zeit, um seiner Toilette einige Sorgfalt angedeihen zu lassen. Der militärisch steif gedrehte Schnurrbart wurde durch Bürsten in eine schwungvolle Wellenlinie gebracht, ein Klemmer, dessen Gläser nicht geschliffen waren, da Kaspary sich eines außerordentlich scharfen Auges erfreute, aufgesetzt, dem Gesicht eine etwas dunklere Färbung gegeben, wie sie bei einem das Land durchstreifenden Maler natürlich war. Und als dann noch der einfache Anzug von graugrünem Lodenstoff gegen ein weites helles Beinkleid und eine braune Sammetjoppe, der kleine, schwarze Hut gegen eine breitrandige Kopfbedeckung aus Stroh vertauscht und das sonst anliegende Haar durch Streichen mit der angefeuchteten Bürste dazu gebracht war, kühn in die Höhe zu streben, gehörte schon ein sehr scharfes Auge dazu, um in dem flotten Maler den Kriminalkommissar wiederzuerkennen, der sogar, was am schwierigsten ist, eine ganz andere, leichtere Haltung und Gangart angenommen hatte.

Fritz und Gertrud zweifelten keinen Augenblick daran, daß sie es in dem ihnen als Maler Vorgestellten wirklich mit einem Künstler zu thun hätten, um so weniger, als er bei Tisch eine Menge drolliger Erzählungen aus seiner Künstlerlaufbahn zum besten gab und diese mit solcher Natürlichkeit, mit einem so ungezwungenen Humor vorzutragen wußte, daß der Major sich wiederholt die Unter-

redung vom Nachmittag in das Gedächtnis zurückrufen mußte, um nicht seinen Gast zu dessen außerordentlichem Schauspielertalent zu beglückwünschen.

Selbst Wera konnte bisweilen ein leises Lächeln nicht unterdrücken, das aber stets sofort wieder einer ernsten, sogar traurigen Miene Platz machte. Sie hatte Kaspary trotz der vorzüglichen Maske als den wiedererkannt, welchen sie in Retschin gesehen, und gerade der Umstand, daß er eine solche gewählt, flößte ihr Argwohn gegen ihn ein.

Warum diese Maske? Um den Major oder dessen Verwandte zu täuschen — schwerlich! Also galt die Täuschung ihr, und sie mußte auf der Hut sein.

Es lag in ihrem Naturell, daß sie solchen Zuständen der Ungewißheit schleunigst ein Ende zu machen suchte. Sie schlug daher nach Tisch noch eine kleine Promenade durch den Park vor, obwohl sie sich einigermaßen ermüdet von dem langen Spaziergang am Nachmittag fühlte, und wußte es so einzurichten, daß Kaspary sich veranlaßt sah, ihr den Arm zu bieten, während Fritz an Gertruds Seite bleiben mußte, ein Umstand, der ihn noch tags zuvor mit Entzücken erfüllt hätte, während er jetzt, allerdings nur in augenblicklicher Aufwallung, den Maler zu allen Teufeln wünschte.

Der Major war im Schloß zurückgeblieben, um sein Pfeifchen zu rauchen und seine Zeitungen dabei zu lesen.

Geschickt benutzte Wera den Umstand, daß bei einer Gabelung des Weges das vorangehende Paar den Pfad zur Linken einschlug, um mit einem leisen Druck des Armes den Kriminalkommissar zu bestimmen, mit ihr nach rechts weiterzuschreiten.

„Die anderen Herrschaften gehen dort weiter," machte er sie aufmerksam.

„Ich weiß es. Ich wählte diesen Weg, weil ich mit Ihnen einige Worte unter vier Augen sprechen wollte."

„Mit mir? Was verschafft mir diese hohe Ehre?"

„Warum treten Sie hier in einer Maske auf?" lautete ihre in anscheinend gleichgültigem Tone gestellte Gegenfrage.

„In einer Maske?"

„Ja. Als ich Sie gestern in Retschin im Gasthof zum goldenen Adler sah, hatten Sie ein ganz anderes Aussehen."

„Ich habe natürlich, als ich von dem Herrn Major mit einer Einladung beehrt wurde, etwas Toilette gemacht."

„O, das ist es nicht allein."

„Was sonst?"

„Sie haben in sehr geschickter Weise Ihr Aeußeres verändert. Das würde unter anderen Umständen wenig auffallen. Hier aber, wo vor kurzem ein entsetzliches Verbrechen begangen worden ist, welches aufzuklären ich, die Braut des Ermordeten, hierher gekommen bin, zieht man seine Folgerungen daraus."

„Und welcher Art sind diese Folgerungen?"

„Daß man es entweder mit einem Verbrecher zu thun hat, oder —"

„Nun?"

„Oder mit jemand, der den Verbrecher verfolgt."

Sie sah ihn scharf an, ohne daß er dabei eine Miene verzog.

„Und für welche Alternative entscheiden sich das gnädige Fräulein?" frug er kalt.

„Für die letztere."

„Ich danke Ihnen bestens, sie ist immer noch schmeichelhafter als die erstere."

„Wollen Sie gestehen, daß ich recht habe?"

„Wenn dies der Fall wäre, würden gnädiges Fräulein doch kaum ein Geständnis von mir erwarten können."

„Sie weichen mir aus. Sie begehen einen Fehler damit.“

„Inwiefern?“

„Vereint könnten wir viel mehr erreichen, als wenn Sie, in einer zwecklosen, ja zweckwidrigen Isolierung beharrend, eine falsche Fährte weiter verfolgen.“

Was sie ihm da sagte, hatte er selbst sich schon zu wiederholten Malen gesagt. Er überlegte. War sie wirklich die, für welche sie sich ausgab, so beging er vielleicht einen schweren Fehler. Und warum sollte sie es nicht sein? Wer sollte sie sonst sein? Welches Interesse an dieser Sache haben?

Hätte er nur die Spur eines Zusammenhanges zwischen ihr und den von ihm verfolgten Mördern herausgefunden, so hätte seine Haltung sich rechtfertigen lassen. Allein an einem solchen fehlte es gänzlich.

Seine Unschlüssigkeit entging ihr nicht. „Ich begreife es,“ fuhr sie fort, „daß ein Kriminalkommissar Bedenken hegt, sich jemand anzuvertrauen, der sich ihm gegenüber nicht genügend legitimiert hat. Aber ich bin hierzu im stande und gern bereit. Alle meine Papiere stehen zu Ihrer Verfügung.“

Er zögerte noch immer.

„Ich wünsche ja auch weiter nichts, weiter gar nichts von Ihnen,“ fuhr sie fort, „als daß Sie mir mit Ihrer Erfahrung, mit Ihrem Rat zur Seite stehen. Ich würde Ihnen dafür in jeder Beziehung dankbar sein.“

Diese Verheißung, die Fritz v. Bredow mit heller Freude erfüllt hätte, verfehlte ihre Wirkung auf den Kriminalkommissar gänzlich. Nicht, als ob er unzugänglich für den Reiz schöner Frauen gewesen wäre; aber auf seine amtliche Thätigkeit gestattete er demselben nicht den geringsten Einfluß.

„Wenn nichts Ihren Starrsinn zu beugen vermag,“

rief sie endlich ungeduldig, „so mögen Sie die Folgen desselben tragen. Ich hätte Ihnen sehr wertvolle Mitteilungen machen können."

„Welche?"

„Wollen Sie mir, wenn ich sie Ihnen zu teil werden lasse, Ihren Beistand zusichern, damit die Verbrecher entdeckt werden?"

„Soweit ich einen solchen Beistand überhaupt zu leisten im stande bin — mit der größten Bereitwilligkeit."

„Gut, ich nehme Sie beim Wort. Aber hier ist nicht der geeignete Ort dazu. Dort kommen bereits die anderen, uns aufzusuchen. Wann kann ich Sie ungestört sprechen?"

„Wann es Ihnen beliebt."

„Morgen früh? Um acht Uhr?"

„Ich stehe zu Befehl."

„Wo?"

„Vielleicht hier im Park?"

„Gut. Aber der Park ist groß; wir könnten uns verfehlen."

„In der Nähe des Pförtchens, das nach dem Walde führt."

„Einverstanden. Ich erwarte Sie bestimmt."

„Ich werde zur Stelle sein."

Fritz und Gertrud kamen heran, und sie mußten das Gespräch abbrechen. Wera sprach bald darauf den Wunsch aus, sich zurückzuziehen, und Kaspary benutzte diese Gelegenheit, sich zu verabschieden.

Der junge Offizier konnte sich nicht enthalten, einige scherzende Bemerkungen über die Art und Weise zu machen, in welcher Wera den Maler sozusagen mit Beschlag belegt hatte.

„Ich hatte meine besonderen Gründe dazu," versetzte sie trocken.

„Ah —"

„Ich glaube nämlich, daß niemand mir bei meinen Nachforschungen von größerem Nutzen sein kann als er."

„Der Maler Schulze?"

„Nein — der Kriminalkommissar Kaspary."

„Das war der Kriminalkommissar?" rief Gertrud erstaunt.

„Unmöglich!" fügte Fritz hinzu.

„Es ist so, wie ich sage," versicherte Wera.

„Woher wissen Sie das? Der Onkel hat ihn doch als einen Maler Schulze vorgestellt."

„Ob der Herr Major dies auf Veranlassung des Kriminalkommissars gethan oder gleichfalls von diesem getäuscht worden ist, weiß ich nicht; aber eines von den beiden muß der Fall sein."

„Jedenfalls das letztere," rief Fritz, „vorausgesetzt, daß Sie Ihrer Sache sicher sind, gnädiges Fräulein."

„Ich bin es."

„Er hat sich Ihnen eröffnet?"

„Ich habe ihn dazu gezwungen."

Gertrud blickte sie staunend an. „Wollen Sie uns nicht erzählen, wie das gekommen ist?" frug sie, einen leisen Zweifel in den Mienen.

„Morgen, meine Liebe, heute bin ich wirklich zu müde. Gute Nacht!"

Es war mit ihrer Müdigkeit nicht gar so arg, aber sie wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen, um zu erwägen, wie weit sie ihre Hausgenossen in diese Angelegenheit einweihen solle. Daß sie ihnen schon so viel mitgeteilt hatte, erschien gewagt, denn sie konnte sich wohl denken, daß Kaspary über den Verrat seines Inkognitos nicht besonders erbaut sein werde. Aber sie hatte es trotzdem gethan, um ihm auf alle Fälle den Rückzug abzuschneiden. Erkannte er, daß sein Heimlichthun im Schloß

keinen Zweck mehr hatte, so mußte er, wollte er sich nicht lächerlich machen, die Maske fallen lassen. War dies geschehen, so konnte er ihr seinen Beistand nicht verweigern, wenn er nicht allgemeines Befremden erregen wollte.

Zufrieden mit dem, was sie erreicht, begab sie sich zur Ruhe. —

Ihre Mitteilung hatte aber auch noch eine andere, von ihr unerwartete und unbeabsichtigte Wirkung. Gertrud, die sonst auch um diese Zeit ihr Schlafgemach aufzusuchen pflegte, wie dies der Major bereits gethan hatte, räumte im Eßzimmer noch ein wenig auf, wobei Fritz, eine Zigarre rauchend, ihr zusah.

Zum erstenmal empfand sie, daß etwas Fremdes zwischen sie und den Gefährten ihrer Jugend getreten war, das ihn, den sie stets im stillen als ganz ihr zugehörig betrachtete, von ihr entfernte.

Aber sie wollte sich über diese Gefühle keine Rechenschaft geben, es war ihr zu peinlich, und sie lenkte ihre Gedanken schnell wieder auf einen anderen Gegenstand. Sie war durch die Kunde, welche Wera ihr mitgeteilt, an die ihr von Miesko übergebenen Papiere erinnert worden, und nun mit sich im Zweifel, ob sie wohl recht thue, wenn sie, wie sie sich vorgenommen hatte, die Auslieferung der Papiere davon abhängig mache, daß Kaspary ihr eine Belohnung für Miesko, als den Finder derselben, verspreche. Vielleicht konnte Fritz ihr einen Rat geben.

„Bist du auch müde, Fritz," begann sie, „oder noch geneigt, etwas mit mir zu besprechen?"

„Ich stehe dir selbstverständlich gern zur Verfügung, liebes Cousinchen."

„Wenn du irgend etwas in Verwahrung hättest, was auf die Mordthat Bezug hat, und es wäre dir unter der Bedingung gegeben worden, daß du es nur gegen eine Belohnung auslieferst — was würdest du thun?"

„Wenn ich dir einen Rat geben soll, liebe Gerta, so mußt du dich schon ein wenig deutlicher ausdrücken.“

„Ich weiß nicht recht, ob ich es darf.“

„Entweder — oder! So kann ich unmöglich etwas sagen.“

Sie überlegte einen Augenblick. „Ich will dir die ganze Sache erzählen,“ sagte sie dann, „aber sie darf nicht weiter bekannt werden.“

„Du, die Mahnung ist überflüssig. Ich bin kein Klatschweib.“

„Das habe ich auch nicht geglaubt, sonst würde ich dir nichts sagen. Nun paß auf: Miesko hat am schwarzen Luch Papiere gefunden, die aller Wahrscheinlichkeit nach dem Ermordeten geraubt worden sind.“

„Donnerwetter! Entschuldige, aber ...“

„Das ist vielleicht von Wichtigkeit, nicht wahr?“

„Ob das von Wichtigkeit ist! Hast du es Fräulein Lassowitsch schon gesagt?“

„Niemand.“

„Warum nicht?“

„Weil ich Miesko, der eine große Belohnung erwartet, versprochen habe, den Versuch zu machen, ihm diese zu verschaffen.“

„Fräulein Lassowitsch, die ja enorm reich zu sein scheint, würde sicher keinen Anstand nehmen, ihm eine solche zu zahlen — das heißt, wenn sein Fund wirklich von Bedeutung ist.“

„Wäre es nicht richtiger, den Kriminalkommissar von demselben zu unterrichten?“

„Allerdings, da magst du recht haben — aber eigentlich haben wir keine Verpflichtungen gegen ihn, der sich unter falschem Namen hier eingeführt hat. Es scheint überhaupt ein sonderbarer Mensch zu sein.“

„Bei Tisch gefiel er dir recht gut, erst nach seiner langen Unterhaltung mit Wera Lassowitsch nicht mehr.“

„Unsinn!"

„Willst du leugnen, daß du dich für die Dame interessierst?"

„Wer sollte das nicht unter solchen Umständen! Sie ist doch im höchsten Grade beklagenswert."

„Nun, es geht mich ja auch nichts an, ob dein Interesse der Teilnahme an ihrem tragischen Schicksal oder einer anderen Quelle entspringt."

„Weißt du, Cousinchen," rief er, etwas gezwungen lachend, „wie sich das fast anhört?"

„Nun?"

„Als ob du auf Wera eifersüchtig wärst."

Diese Bemerkung empörte sie mehr, als es der Fall gewesen sein würde, wenn sie nicht durch Wera schon in ganz gleicher Weise gereizt worden wäre. Sie war im Begriff, eine heftige Antwort zu geben, aber sie bezwang sich und sagte, den Zorn unterdrückend: „Ich kann mir Eifersucht ohne Liebe nicht denken."

„So, die Abfuhr war gut," sagte er, sich auf die Lippen beißend.

„Eher könnte ich annehmen, daß du auf den Maler oder Kriminalkommissar, was er nun sein möge, eifersüchtig bist."

„Das ist wirklich Unsinn, Gerta."

„Lassen wir es, es interessiert mich auch gar nicht. Aber ich meine doch, daß man dem Beamten in erster Linie Mitteilung machen müsse."

„Ja, wenn er sich als solcher eingeführt hätte. So aber . . ."

„Vielleicht könnte man beide benachrichtigen; dadurch würde Mieskos Hoffnung am ehesten erfüllt werden."

„Der Taugenichts scheint bei dir sehr lebhaftes Interesse zu finden — hoffentlich meinst du nicht, daß ich auch auf ihn eifersüchtig sei?"

Sie zuckte die Achseln.

„Aber deine Idee ist wohl die beste. Sage du es dem Kriminalkommissar, ich kann es ja Fräulein Lassowitsch mitteilen."

„Meinetwegen."

„Kannst du mir die Papiere nicht einmal zeigen?"

„Ich habe sie in meiner Kommode. Morgen will ich sie dir zeigen, heute will ich nicht noch einmal treppauf, treppab laufen."

„Soll ich sie dir holen?"

„Nein, ich liebe es nicht, daß jemand in meiner Kommode herumsucht."

„Ah! Vielleicht Geheimnisse darin?"

„Wo sollten die auf Schloß Bredow wohl herkommen!"

Sie konnte einen leichten Seufzer nicht unterdrücken, als sie dies sagte.

Fritz sah sie aufmerksam an. Ihm fiel ein, was Wera Lassowitsch über die bei jedem jungen Mädchen eintretende Epoche der Herzensbeunruhigung gesagt hatte.

Sie war augenscheinlich durch seine prüfenden Blicke etwas geniert. „Es wird dir übrigens wenig nützen," knüpfte sie wieder an, „wenn du die Papiere siehst; sie sind sämtlich in russischer Sprache."

„Die der Kommissar auch schwerlich verstehen wird, aber Fräulein Wera desto sicherer."

„Natürlich!"

„Sie ist also die einzige, die über Wert oder Unwert derselben Aufschluß geben kann. Ein Grund mehr, sie ihr zu unterbreiten."

„Der für mich entscheidende Grund ist der, daß es unsere Pflicht ist, dem unglücklichen Mädchen zur Erreichung ihres Zweckes behilflich zu sein," versetzte Gerta.

„Natürlich. Für mich ja auch."

Ein leises, etwas herbes Lächeln umspielte ihre Lippen. Er bemerkte es und wollte sie eben deswegen fragen, als sie bereits das Zimmer verließ.

Er blieb noch so lange, bis er seine Zigarre fast zu Ende geraucht hatte. Dann warf er den Rest derselben in einen Aschenbecher, und mit einem lauten „Der Teufel werde aus den Weibern klug!" suchte auch er sein Ruhelager auf.

Achtes Kapitel.

Wenn auch Fritz nicht hatte eingestehen mögen, daß das, was ihn dazu bestimmt hatte, für die Mitteilung der von Miesko aufgefundenen Schriften an Wera einzutreten, in erster Linie die Hoffnung auf die Dankbarkeit derselben gewesen war, so war es doch nichts anderes als dieses Motiv, welches ihn veranlaßte, am nächsten Morgen zeitiger als gewöhnlich sich von seinem Lager zu erheben und nach rasch vollendeter Toilette Gertrud aufzusuchen, um sich von ihr die Papiere geben zu lassen. Als er in die Milchkammer kam, war jedoch dort die Arbeit bereits vollendet; das gnädige Fräulein sei schon vor einer halben Stunde fortgegangen, sagte man ihm.

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht, Herr Lieutenant. Vielleicht in den Gemüsegarten."

Er begab sich dahin, aber die Gesuchte war nicht dort. Er ging in das Schloß zurück — Gertrud war nirgends zu finden. Wahrscheinlich sei sie in den Park gegangen, meinte eines der mit dem Aufwischen der Stuben beschäftigten Mädchen.

Schon etwas unmutig, ging er in den Park. Er traf dort auf Kaspary, der, sein Skizzenbuch in der Hand, damit beschäftigt war, eine besonders schöne Buchengruppe

in der Nähe der in den Wald führenden Gartenpforte zu skizzieren.

„Sie haben viel Talent,“ sagte er, nachdem er einen Blick auf die in der That sehr gut gelungene Skizze geworfen hatte.

„Das ist bei meinem Beruf wohl nötig,“ gab Kaspary zur Antwort, nach erfolgter Begrüßung wieder zu seiner Thätigkeit zurückkehrend. Da er auf die ihm in Aussicht gestellten Mitteilungen begierig war, mußte ihm die Anwesenheit des Lieutenants, welche Wera Lassowitsch vielleicht abhalten konnte, sich ihm zu nähern, unangenehm sein; er fand indessen kein Mittel, ihn zu entfernen.

Fritz hatte bei der Antwort Kasparys ein Lächeln nicht unterdrücken können, das dem mit seiner Arbeit Beschäftigten entging. „Ach ja,“ sagte er nachlässig, „ich hatte einen Augenblick ganz vergessen, daß Sie Maler sind.“

Es mußte doch etwas in seinem Tone liegen, das Kasparys Befremden erregte, denn er blickte rasch auf und warf einen prüfenden Blick auf das Antlitz des Lieutenants, ohne jedoch eine Frage zu stellen.

„Haben Sie vielleicht meine Cousine gesehen?“ frug dieser seinerseits.

„Heute habe ich noch nicht das Vergnügen gehabt.“

„Ich suche sie schon seit einer ganzen Weile und kann sie nicht finden. — He, Sie da!“ unterbrach er sich plötzlich, den in der Nähe herumschlendernden Diener Weras anrufend. „Ist Ihre Herrin schon aufgestanden?“

„Ich weiß es nicht, Herr Lieutenant,“ entgegnete dieser, mit langsamen, würdevollen Schritten sich nähernd und respektvoll grüßend.

„Dann sehen Sie, bitte, einmal nach und bringen Sie mir Antwort.“

Ebenso langsam, wie er gekommen, wandte sich der Diener zum Gehen.

„Sie können sich auch ein wenig mehr beeilen, wenn ich Ihnen einen Auftrag erteile," rief ihm der Lieutenant in scharfem Tone nach, und Peter Petrowitsch setzte sich in etwas raschere Bewegung.

„Ach so, der Kerl lahmt auf dem linken Hinterfuß," bemerkte der Lieutenant, ihm nachsehend.

Kaspary machte eine hastige Bewegung, die indessen dem nebenstehenden Offizier entging, da dieser ihm momentan, um dem Diener nachzusehen, den Rücken zugekehrt hatte. Auch einer der Mörder hatte, wie durch die Spur deutlich nachgewiesen war, auf dem linken Fuß gehinkt. Und der andere, der junge, bartlose Mensch . . . ein ganz sonderbarer Verdacht durchzuckte den Kriminalbeamten, und wenn er noch einen Augenblick vorher entschlossen gewesen war, Wera den bisherigen Gang der Untersuchung in großen Zügen mitzuteilen, um dadurch auch sie zu möglichst weitgehenden Angaben zu veranlassen, so beschloß er jetzt, sich ihr gegenüber mit der äußersten Vorsicht zu benehmen. Es zuckte ihm förmlich in den Händen, die zum Teil auf dem feinen Kies des Weges noch deutlich sichtbaren Fußspuren des Dieners mit den Maßen zu vergleichen, die er in seiner Brieftasche mit sich führte.

Aber ihm war nicht entgangen, daß am Abend vorher Fritz ein recht lebhaftes Interesse für die schöne Russin gezeigt hatte, und wenn er auch selbstverständlich nicht für möglich hielt, daß derselbe seine Maßnahmen absichtlich durchkreuzen werde, so hielt er es doch für besser, ihm in keiner Weise Argwohn einzuflößen. Ein solcher konnte von unberechenbaren Folgen sein.

Er hoffte, da man sich in nicht allzu großer Entfernung vom Schlosse befand, der Diener werde bald zurückkehren und melden, daß seine Herrin den Lieutenant erwarte. Aufgestanden sein mußte sie bereits, denn es war schon halb acht Uhr, und um Acht hatte sie ihn ja im Park

treffen wollen. Allein statt des Dieners erschien sie selbst, in ein leichtes, dunkles Morgenkleid gehüllt, das um die schlanke Taille von einem schwarzen Gürtel zusammengehalten wurde und ihr vorzüglich stand.

Der Lieutenant eilte ihr entgegen, nachdem er sich von Kaspary kurz verabschiedet hatte, und begrüßte sie in fast vertraulicher Weise.

„Darf ich Sie bitten, mir einige Minuten zu schenken?" sagte er dann.

„Jetzt?"

„Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die für Sie jedenfalls von Interesse sein wird."

Sie warf Kaspary, auf den die beiden langsam zu geschritten waren, einen Blick zu, in dem eine stumme Bitte um Entschuldigung lag, daß sie ihn warten lassen müsse, und folgte dann der Aufforderung des Lieutenants, der sie in entgegengesetzter Richtung weiterführte.

„Ich hoffe, daß Ihre Mitteilung wirklich von Wichtigkeit ist, mein Herr," sprach sie dann, „sonst würde ich Ihnen zürnen müssen, daß Sie mich dem Genuß eines einsamen Morgenspaziergangs durch diese schöne Natur entrissen haben."

„Urteilen Sie selbst: es ist etwas gefunden worden, das mit dem Morde im Zusammenhang steht."

Er fühlte, wie ihr weicher, voller Arm in dem seinen zuckte.

„Was hat man gefunden?" flüsterte sie erregt.

„Ein Paket Papiere, die jedenfalls dem Ermordeten gehört haben."

„Er hat sie gefunden? Er?" Sie deutete, mühsam sich beherrschend, rückwärts auf Kaspary.

„Nein. Der ahnt noch gar nichts davon."

„Ah!" Sie atmete erleichtert auf. „Wo sind diese Schriften?"

„Augenblicklich noch in der Kommode meiner Cousine; aber wenn Sie dieselben sehen wollen . . .“

„Sie können sich denken, daß ich keinen heißeren Wunsch hege. Diese Papiere können . . . sie können von äußerster Wichtigkeit für die Entdeckung der Mörder sein.“

„Das vermutete ich auch, und deshalb bestimmte ich Gertrud dazu, sie Ihnen zu unterbreiten.“

„O, ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar! Wo ist Fräulein Gertrud?“

„Ich suche sie schon seit fast einer Stunde vergebens.“

„Hat sonst jemand die Papiere gesehen?“

„Niemand außer Gertrud und dem Finder.“

„Wer ist das?“

„Ein Taugenichts Namens Miesko, ein Polack, den ich an meines Vaters Stelle schon lange weggejagt haben würde.“

„Er hat sie gelesen?“

„Er kann kaum deutsch lesen, viel weniger russisch.“

„Lassen Sie uns Fräulein Gertrud aufsuchen; es ist keine Sekunde zu verlieren.“

Aber diese war auch jetzt nicht zu finden. Während die beiden sie suchten, war sie, vom Hühnerhof kommend, wo sie ihren gefiederten Lieblingen die Morgenmahlzeit gereicht hatte, Kasparys ansichtig geworden und hatte sich sofort zu ihm gewandt.

Er begrüßte sie achtungsvoll und teilte ihr mit, daß ihr Vetter sie gesucht habe.

„Fritz hat Zeit genug dazu,“ meinte sie leichthin. „Ich aber komme zu Ihnen, mein Herr, weil ich Ihnen einige Fragen vorlegen möchte.“

„Ich stehe mit Vergnügen zur Verfügung des gnädigen Fräuleins.“

„So sagen Sie mir, bitte, zunächst, ob es üblich ist, bei schweren Verbrechen eine Belohnung für die auszusetzen, welche zur Ermittelung der Thäter beitragen.“

„Es geschieht häufig, allerdings meist erst dann, wenn die Bemühungen der Polizei, selbständig zum Ziele zu gelangen, vergeblich geblieben sind.“

„Wird es auch in diesem Falle geschehen?“

„Aber, mein gnädiges Fräulein, wie kann ich das wissen?“

„Wer soll es sonst wissen, wenn nicht Sie, Herr Kriminalkommissar?“

War schon vorher bei dem sonderbaren Ton des jungen Offiziers in Kaspary der Verdacht aufgestiegen, daß Wera Lassowitsch nicht reinen Mund gehalten habe, so wurde dieser Verdacht jetzt zur Gewißheit. Leugnen zu wollen, daß er der erwartete Kriminalkommissar sei, wäre thöricht gewesen.

„Wenn ich der bin, für den Sie mich halten, mein gnädiges Fräulein,“ versetzte er in einem Tone, der seinen Aerger nicht ganz verbergen konnte, „so habe ich jedenfalls triftige Gründe, mein Inkognito zu wahren. Ich weiß, wer Ihnen die Mitteilung gemacht hat, auf Grund deren Sie mich eben als Kriminalkommissar anredeten. Es ist Fräulein Lassowitsch. Wenn diese Dame wirklich ein lebhaftes Interesse daran hat, daß die Mörder entdeckt werden, so wählt sie einen eigentümlichen Weg, zu diesem Ziele zu gelangen, indem sie meine Thätigkeit, die, wenn sie erfolgreich sein soll, der Geheimhaltung dringend bedarf, durchkreuzt.“

„Sie hat das vielleicht nicht überlegt.“

„Ich glaube, daß Fräulein Lassowitsch sehr genau überlegt, was sie thut. War außer Ihnen, gnädiges Fräulein, noch jemand dabei, als Fräulein Lassowitsch ihre Vermutung aussprach?“

„Nur mein Vetter Fritz.“

„Ich dachte es mir. An mir ist es nun, eine Bitte an Sie zu richten, mein gnädiges Fräulein, nämlich die:

niemand, wer es auch sei, mitzuteilen, was Sie erfahren haben."

„Auch meinem Onkel nicht?"

„Er weiß es bereits. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm, dessen amtliche Stellung ihn verpflichtet, mir im Bedarfsfalle Beistand zu leisten, mich zu offenbaren. Nur allen übrigen gegenüber bitte ich um Verschwiegenheit."

„Sie werden sehen, daß ich zu schweigen weiß."

„Und Ihr Herr Vetter?"

„Wird dasselbe thun."

„Wollen Sie ihn, falls ich nicht so rasch Gelegenheit haben sollte, ihn zu sprechen, in meinem Namen darum bitten?"

„Gern."

„Ich bin gezwungen, alle meine Pläne zu ändern, und weiß noch nicht, in welcher Weise dies geschehen wird. Ich muß vorher noch eine Unterredung mit Fräulein Lassowitsch haben."

„Soll ich sie rufen?"

„Noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf, gnädiges Fräulein. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie die Frage, welche Sie vorhin an mich richteten, nicht ohne triftigen Grund gestellt haben."

„Allerdings nicht."

„Sie haben Kenntnis von etwas, das vielleicht auf die Spur der Mörder führen könnte?"

„Ja."

„Darf ich Sie bitten, mir dies mitzuteilen?"

Sie zögerte.

„Stände mir in dieser Weise jemand anderes gegenüber als Sie, gnädiges Fräulein, so würde ich keine Bedenken tragen, auf Grund meiner amtlichen Stellung eine eingehende Mitteilung zu verlangen und sie im Notfalle mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln zu erzwingen.

Ihnen gegenüber begnüge ich mich damit, darauf hinzuweisen, daß es Pflicht, ernste, heilige Pflicht ist, alles zu thun, was zur Entdeckung eines so nichtswürdigen Verbrechens führen kann, und daß der, der es unterläßt, sich an seinen Mitmenschen schwer versündigt."

Gertrud war bleich geworden. Eine Mahnung in solchem Tone war vielleicht noch nie an sie gerichtet worden.

„Ich will Ihnen sagen, was ich weiß," sprach sie erregt. „Aber ich bitte Sie, wenn es möglich ist, Sorge dafür zu tragen, daß eine Belohnung ausgezahlt werde."

Seine Miene verfinsterte sich. „Der mir zu diesem Zweck zur Verfügung stehende Fonds ist allerdings kein hoher, allein ich werde thun, was nur irgend möglich ist. Da Sie nun in dieser Beziehung beruhigt sein dürften, gnädiges Fräulein, darf ich bitten, zu beginnen."

Sein Ton verriet ihr, was er dachte. „Sie meinen doch nicht etwa, daß ich die Belohnung für mich haben will?" rief sie entrüstet.

„Sie haben mir bisher mit keiner Silbe angedeutet, daß noch ein anderer etwas mit der Sache zu thun hat."

„O, das ist empörend! Mich hielten Sie für fähig, nach einer Belohnung zu streben — Ihnen meine Mitteilungen verkaufen zu wollen?"

„Zürnen Sie mir deshalb nicht, gnädiges Fräulein," bat er. „Ich sagte Ihnen bereits, daß Sie noch niemand genannt haben; wie konnte ich auf die Ahnung kommen, daß es sich nicht um Sie handle? Sie sahen, daß auch ich erregt war — warum? Weil es mich tief schmerzte, von Ihnen weniger hoch denken zu sollen, als es bisher der Fall gewesen. Mir macht mein Beruf Menschenkenntnis zur Pflicht; ich glaubte, Sie von Anfang an richtig beurteilt zu haben — Ihr Drängen warf alle meine Vorstellungen über den Haufen, machte mich verwirrt, ungerecht, — verzeihen Sie mir!"

Es sprach ein warmer Herzensklang aus seinen Worten, dessen Einfluß Gertrud sich nicht entziehen konnte. „Ich kann mir denken,“ sprach sie in milderem Tone, „daß Ihr Beruf, der fortwährende Verkehr mit Verbrechern, Sie schließlich in jedem einen schlechten Menschen wittern läßt. Ich will Ihnen deshalb Ihren schmachvollen Verdacht nicht mehr nachtragen. Nicht ich bin es, der die Papiere gefunden hat, sondern Miesko.“

„Welche Papiere?“

„Ach so, das habe ich Ihnen noch gar nicht gesagt. Also Miesko hat am schwarzen Luch, einem Tümpel in der Nähe des Bahndammes, ein Päckchen Papiere gefunden, von denen ich um so mehr glaube, daß sie von dem Ermordeten herrühren, als sie in russischer Sprache geschrieben sind.“

„Kann ich diese Papiere sehen?“

„Gewiß, sie stehen Ihnen zur Verfügung.“

„Wo sind sie?“

„Ich habe sie verwahrt — soll ich sie holen?“

„Sie würden mir damit vielleicht einen ganz außerordentlich großen Dienst erweisen.“

„Es soll sofort geschehen. Wollen Sie mich nach dem Schlosse begleiten?“

„Das könnte auffallen. Wenn Sie Ihre Freundlichkeit so weit ausdehnen wollten, mich hier noch einmal aufzusuchen —“

„Gern. Aber wem sollte es auffallen, wenn Sie mit in das Schloß kommen?“

„Ich möchte noch keinen Verdacht aussprechen, ehe ich ihn nicht genügend begründen kann. Bald werden Sie Aufklärung erhalten.“

„Gut, ich bescheide mich. In zehn Minuten bin ich wieder hier.“ —

Kaum war sie hinter der nächsten Biegung des Weges

verschwunden, so stürzte Kaspary sich auf die im Kies abgedrückte Fußspur des Dieners und verglich sie mit den Maßen in seiner Brieftasche. Aber jene war noch länger und breiter.

Enttäuscht kehrte er zu seiner kleinen Staffelei zurück.

„Es giebt ja noch mehr Menschen, die auf dem linken Fuße hinken," murmelte er vor sich hin, „aber ein sonderbares Zusammentreffen von Verdachtsmomenten bleibt es doch. Die gezwungen langsame Weise, in welcher dieser Peter Petrowitsch sich bewegt, spricht dafür, daß er sein Hinken verbergen will. Und die Verschiedenheit der Maße — Bah, es ist gerade nicht so schwer, sich größere Schuhe zu kaufen." . . .

„Wenn nur das junge Mädchen zurückkommt, ehe diese verwünschte Russin sich dazwischen stecken kann!" fuhr er nach einer Pause fort. „Ist mein Verdacht begründet, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sie alles aufbieten wird, sich der Papiere zu bemächtigen. In diesen steckt des Rätsels Lösung, darauf möchte ich meinen Kopf verwetten. Das erklärt vollauf, warum die Verbrecher, statt sich in Sicherheit zu bringen, hier geblieben sind. Diese Papiere waren es, die sie haben wollten. Es ist weiter nichts aus dem Coupé hinausgeworfen worden, wenigstens ist es nicht nötig, eine solche Annahme aufzustellen, sondern sie haben diese Papiere auf der Flucht verloren. Sonderbar allerdings, daß sie nicht besser acht gegeben haben. Das ist das einzige, was noch der Erklärung bedarf — das muß es sein, sonst wären sie nicht hier geblieben." —

„Fräulein Gertrud kommt noch nicht zurück. Ob ich nicht doch am Ende besser gethan hätte, mit in das Schloß zu gehen? Es ist nicht unmöglich, daß sie auch zu anderen von den Papieren gesprochen hat — zu ihrem Onkel oder zu ihrem Vetter — und daß diese der Russin Mit-

teilung gemacht haben. Vielleicht ist diese jetzt gerade dabei, ihre Maßnahmen zu treffen, während ich hier vor Ungeduld fast vergehe. Wenn der Lieutenant von der Sache erfahren hat, so hat er sie ihr zweifellos mitgeteilt, und sie wird nicht säumen, Vorteil aus dieser Mitteilung zu ziehen. Er ist ihr Verbündeter, daran ist kaum zu zweifeln. Darum kommt sie auch nicht zu mir, obwohl sie gestern diese Zusammenkunft so sehr zu wünschen schien. Ich kann nicht länger warten, ich gehe auf das Schloß, komme was da wolle."

Er klappte sein Skizzenbuch zu und war eben im Begriff, seinen Vorsatz auszuführen, als Fritz rasch des Weges daherkam.

„Haben Sie meine Cousine Gertrud nicht gesehen?" rief er schon von weitem.

„Ja, vor etwa zehn Minuten."

„Wo war sie?"

„Ich glaube, sie ist dort nach dem Walde zu gegangen, bestimmt weiß ich es nicht, da ich mit meiner Zeichnung beschäftigt war."

„Danke verbindlichst. Wenn sie etwa wieder zum Vorschein kommen sollte, sagen Sie ihr, bitte, sie möchte gleich nach dem Schloß kommen, nach den Zimmern des Fräulein Lassowitsch. Diese wünscht sie dringend zu sprechen."

Der Lieutenant wandte sich dem Walde zu und verschwand bald hinter den Bäumen.

„Den wären wir glücklich los," sprach der Kriminalkommissar zu sich. „Der fehlte mir auch gerade noch. Aber Fräulein Lassowitsch wünscht Gertrud zu sprechen? Dann hat sie die Papiere noch nicht. Das ändert die Sachlage. Fräulein Gertrud ist dann wohl durch irgend eine häusliche Verrichtung aufgehalten worden. Aber ich habe ihr doch gesagt, wie dringend ich sie erwarte. Viel-

leicht hat sie schon anderweitig erfahren, daß die Russin sie sprechen will, und nimmt einen anderen Weg, um von jener ungesehen zu mir zu kommen. Das ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich; sie ist ein kluges Mädchen. Dann aber muß ich hier bleiben, damit sie mich nicht etwa verfehlt."

In diesem Augenblick kam Gertrud rasch vom Schloß her. Sie sah auffallend bleich aus, während sonst stets ein zartes Rot ihre Wangen färbte. Kaspary bemerkte es und wurde sehr unruhig.

„Die Papiere sind verschwunden!" rief sie ihm entgegen.

„Verschwunden? Wie ist das möglich?"

„Ich weiß es nicht. Gestern abend habe ich sie noch in meiner Kommode gehabt. Ich hatte mit meinem Vetter davon gesprochen . . ."

„Ah!"

„Und als ich hinaufkam, um mich schlafen zu legen, nahm ich sie noch einmal in die Hand und blickte hinein."

„Da während der Nacht selbstverständlich niemand in Ihrem Zimmer gewesen ist, können sie nur heute morgen gestohlen worden sein."

„Gestohlen?"

„Was sonst?"

„Ich weiß es mir freilich auch nicht anders zu erklären. Ich habe die ganze Kommode durchgesucht, obwohl ich ganz genau weiß, daß sie im obersten Kasten obenauf gelegen haben — sie sind fort!"

„Das ist ein unersetzlicher Verlust — möglicherweise. Aber etwas Gutes hat er doch — er giebt mir eine Handhabe zum Einschreiten. Ist Ihr Herr Onkel zu Hause?"

„Nein; er reitet jeden Vormittag auf die Felder."

„So muß ich ohne ihn vorgehen."

„Sie wollen doch nicht . . ."

„Ich will meine Pflicht erfüllen, mein gnädiges Fräulein, und Sie werden es mir sicherlich nicht verargen, daß ich es thue. Aber bitte, kommen Sie nach dem Schloß, jede Minute ist kostbar."

„Sie wollen — jemand verhaften?"

„Es ist leicht möglich, daß ich mich hierzu gezwungen sehe. Zu allererst seien Sie so freundlich, mir auf dem Wege noch einige Fragen zu beantworten. — War Ihre Kommode verschlossen?"

„Gewiß; ich trage den Schlüssel stets bei mir."

„War Ihr Zimmer verschlossen?"

„Nein. Es steht am Tage stets offen."

„Wissen Sie, wo Fräulein Lassowitsch war, während Sie mir jene Eröffnungen machten?"

„In ihren Zimmern. Eine der Mägde sagte mir eben, daß sie mich dringend zu sprechen wünsche. Ich wollte zu ihr gehen, aber erst Ihnen das Geschehene mitteilen."

„Daran haben Sie sehr wohl gethan."

„Soll ich jetzt zu ihr?"

„Haben Sie die Güte, mich vorerst auf Ihr Zimmer zu begleiten. Ich will nur einen Moment den Thatort in Augenschein nehmen."

Sie waren mittlerweile nahe an das Schloß gelangt. „Können wir nicht vielleicht von der Hinterseite hinein?" frug Kaspary.

„Gewiß. Aber warum?"

„Weil man uns wahrscheinlich von vorn erwartet. — Ah, von hinten auch!" fuhr er leise fort, als sie um die Ecke bogen, und er Petrowitsch bemerkte, der mit großem Interesse über den Zaun des Hühnerhofes hinweg die Insassen desselben betrachtete und sich, sobald er die Ankommenden bemerkt hatte, damit amüsierte, in sehr gelungener Weise das Krähen des Hahnes nachzuahmen.

„Was meinen Sie damit?"

„Daß jener Bursche eben unser Kommen signalisiert hat. Aber gleichviel, mit ihm halten wir uns jetzt nicht auf."

Gertrud eilte dem Kriminalkommissar voran die Treppe hinauf und öffnete die Thür ihres Zimmers. Er folgte ihr auf dem Fuße.

„Sehen Sie," rief sie, rasch die obere Schublade der Kommode öffnend, „hier lagen die Papiere — aber mein Gott, hier sind sie ja!"

„Sie sind da?"

„Allerdings."

„Sonderbar!"

„Ja, bin ich denn vorhin blind gewesen, daß ich sie nicht gesehen habe?"

„Das ist kaum anzunehmen."

„Aber was sonst?"

„Daß die Papiere weggenommen waren und wieder hineingelegt worden sind."

„Zu welchem Zweck?"

„Um sie zu lesen."

„Wer sollte das gethan haben?"

„Doch wohl nur jemand, der Russisch versteht."

„Sie meinen Wera Lassowitsch?"

„Sie oder ihren Diener — eher sie selbst. Wollen Sie mir die Schriften erlauben?"

Sie gab sie ihm. Er betrachtete sie aufmerksam.

„Leider verstehe ich nicht Russisch," sagte er dann. „Aber fällt Ihnen nicht auf, daß das schwarze Band, welches das Päckchen umschließt, sehr locker sitzt?"

„Was schließen Sie daraus?"

„Daß es entweder sehr rasch wieder zugemacht worden ist, oder daß man etwas herausgenommen hat. Das letztere ist das wahrscheinlichere."

„Sie täuschen sich. Das Band saß schon so locker, als ich die Papiere von Miesko empfing."

„Das wissen Sie bestimmt?"

„Ganz bestimmt."

„Hm. So ist allerdings meine Mutmaßung eine irrige. Aber dann ist es wahrscheinlich, daß schon Papiere fehlten, als sie dieselben empfingen."

„Sie meinen?"

„Ich bin überzeugt davon. Was ist dieser Miesko für ein Bursche?"

„Viel taugt er wohl nicht. Er hat einen unbezwinglichen Hang zum Landstreichen, und der Unterschied zwischen Mein und Dein ist ihm auch nicht ganz klar. Auch verkehrt er häufig in schlechter Gesellschaft, mit dem Sohn eines Müllers in Retschin, der schon oft im Gefängnis gesessen hat."

„Halten Sie es für möglich, daß er einen Teil der Papiere aus dem Päckchen genommen hat, ehe er es Ihnen gab?"

„Für unmöglich nicht, aber . . ."

Sie wurden durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Petrowitsch frug, ob Gertrud gestatte, daß seine Herrin sie auf wenige Minuten spreche.

Gertrud sah Kaspary fragend an, er gab ihr ein fast unmerkliches Zeichen, bejahend zu antworten.

„Sagen Sie Fräulein Lassowitsch, daß sie mir willkommen sei," sprach sie zu dem Diener.

Er ging. Wenige Minuten darauf trat Wera in das Zimmer.

„Ah, Herr Schulze ist hier?" rief sie im Tone der Ueberraschung.

„Hat Ihnen das Ihr Diener nicht mitgeteilt?"

„Nein. Ich gestatte meinen Leuten nur, zu mir zu sprechen, wenn ich sie frage," erwiderte sie sehr ruhig. — „Ich bin gekommen, Sie um etwas zu bitten, liebes Fräulein."

„Aber bitte, nehmen Sie doch erst Platz.“

Sie that es. „Herr Schulze“ — sie betonte den Namen so eigentümlich, daß Kaspary, der aufgestanden war, sich eines Gefühls des Unbehagens nicht erwehren konnte — „kann ruhig hören, was ich zu sagen habe. Ihr Herr Vetter teilte mir mit, daß Sie in den Besitz eines Päckchens Papiere gekommen seien, welche, in russischer Sprache geschrieben, aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Mordthat Bezug haben. Ich möchte Sie recht dringend bitten, mir dieselben zu zeigen.“

Kaspary beobachtete sie scharf, während sie sprach; allein weder war in ihren Mienen die geringste Spur von Unruhe zu bemerken noch in ihren Zügen.

„Sie können sich ja denken, wie lebhaft die Sache mich interessiert,“ fuhr die Russin fort.

Kaspary reichte ihr die Papiere, die er bei ihrem Eintritt noch in der Hand gehabt hatte.

„Ah, in Ihrem Besitz befanden sich dieselben bereits, Herr . . . Schulze?“

„Wozu die Komödie?“ antwortete letzterer kühl. „Sie wissen ja, daß Sie in mir den Kriminalkommissar Kaspary vor sich haben, und haben dies ja auch bereits dem gnädigen Fräulein mitgeteilt.“

„Das habe ich,“ erwiderte sie ebenso kühl.

„Darf ich fragen, zu welchem Zweck?“

„Haben Sie denselben nicht erraten?“

„Nein.“

„Und er ist doch so leicht zu finden. Sie schienen herzlich wenig Lust zu haben, mir behilflich zu sein. Indem ich Fräulein Gertrud und auch ihren Herrn Vetter mit Ihrem wahren Amtscharakter bekannt machte, sicherte ich mir Ihren Beistand.“

„So?“

„Sie werden wohl kaum unseren vereinigten Bitten

widerstehen können — um so mehr, da die Erfüllung derselben Ihnen, wie Sie gleich sehen werden, die Lösung Ihrer Aufgabe sehr erleichtert. Wer zum Beispiel könnte Ihnen sonst Auskunft über diese russischen Papiere geben? Sehen Sie, dieses" — sie löste das Band, welches das Päckchen umschloß, und nahm das oberste derselben zur Hand — „ist eine Anweisung des Polizeiministers an alle russischen Behörden, der Thätigkeit meines Verlobten in der Ermittelung nihilistischer Umtriebe jeden möglichen Beistand angedeihen zu lassen."

„So war Herr Iwan Merischoff Beamter der russischen Geheimpolizei?"

„Ja. Wußten Sie denn das nicht? Es war doch von großer Wichtigkeit für Sie."

Kaspary biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Dies hier," fuhr sie fort, nachdem sie auch das zweite Schriftstück durchflogen hatte, „ist ein von der Hand meines Verlobten geschriebener Bericht über die Thätigkeit der Nihilisten in Charkow."

„Ah, dieser dürfte von hohem Interesse sein! Könnte ich nicht eine Uebersetzung davon haben?"

„Gern will ich Ihnen eine solche anfertigen. — Dies hier," sie nahm das dritte Schriftstück in die Hand, „ist der Paß Merischoffs, er enthält sein genaues Signalement. Vielleicht dürfte dasselbe von Interesse für Sie sein, Herr Kriminalkommissar? Ich bin in diesem Falle gern bereit, es Ihnen ebenfalls in das Deutsche zu übersetzen."

„Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht —"

„Gar keine. Wenn Sie überhaupt noch irgend welche Wünsche im Interesse der Sache haben, bitte ich, sie mir nur mitzuteilen."

„Zunächst nur die Information über die beiden letzten Schriftstücke."

„Gut. Dies hier ist eine Zusammenstellung verschie-

dener Adressen, wahrscheinlich solcher von Nihilisten — ja, jedenfalls sogar, denn hinter einzelnen Namen steht „gefährlich", hier sogar „sehr gefährlich" — das werde ich auch übersetzen, nicht wahr?"

„Sie verpflichten mich in hohem Grade, gnädiges Fräulein."

„Durchaus nicht, denn ich thue es nicht Ihnen zu Gefallen, sondern lediglich um der Sache willen. Das fünfte Schriftstück ist ein Brief an meinen Verlobten von seinem Bruder Boris. Ich weiß nicht, ob ich ihn lesen soll."

„Warum nicht?"

„Es scheint mir indiskret."

„Aber er kann von Wichtigkeit sein."

„Allerdings." Sie las, und ihre leicht beweglichen Züge drückten mit einem Male eine große Ueberraschung aus.

„Was steht in dem Briefe?" frug Kaspary.

„Etwas, das ich allerdings nicht erwartet hätte. Boris droht Iwan, er werde, wenn er sein Verlangen nicht erfülle, es bitter zu bereuen haben — sehr bald sogar. Sollte etwa — aber nein, das kann nicht sein."

„Was denn, gnädiges Fräulein?"

„Boris ist ein Spieler, der sein ganzes Erbteil durchgebracht und seinem Bruder schon wiederholt beträchtliche Summen gekostet hat. Wahrscheinlich hat er wieder eine solche verlangt, und Iwan sie ihm abgeschlagen. Nun, jetzt hat er es nicht mehr nötig, denn er ist seines Bruders einziger Erbe."

„Das brachte Sie auf den Gedanken, daß . . ."

„O nicht doch. Es war nur, weil Iwan mir wiederholt gesagt hat, sein Bruder sei, wenn es ihm an Geld zum Spielen mangle, zu allem fähig — aber dazu denn doch wohl nicht."

(Fortsetzung folgt.)



Der Leibjäger Seiner Majestät.

Novellette von **J. Bink-Maishof.**

Mit Illustrationen von A. Kircher.

1.

(Nachdruck verboten.)

Trotzig und niedergeschlagen trippelt Komtesse Anka Hohenheim-Schwarzberg hinter ihrer Erzieherin Madame Beautemps durch den düsteren Mittelgang des Mariendoms. Seit drei Tagen sind sie in der Residenz, aber von den Herrlichkeiten der Großstadt hat Anka bis jetzt nur das zu sehen bekommen, was sie auf der täglichen Fahrt zur Kirche vom Wagenfenster aus wahrnehmen konnte. Die Reise soll Großmama so angegriffen haben, daß sie das Haus hüten muß. Jawohl, Anka kennt schon diese Unpäßlichkeiten Großmamas! Einen Zwang will man durch diese Klausur auf sie ausüben, sie gefügig machen zum Eingehen auf Großmamas Pläne. Nun gerade nicht! Und wenn sich Großmama auf den Kopf stellt — Anka heiratet den Grafen Bela Hohenheim-Erstfeld unter keiner Bedingung.

Großmama sich auf den Kopf stellen! Anka muß beinahe laut auflachen. Großmama — die verkörperte Würde, das lebendig dahinwandelnde Standesbewußtsein, für die

es kein unverzeihlicheres Vergehen giebt, als Verstöße gegen den guten Ton und die Etikette. — Gottlob, daß sie nicht wußte, was für ein unschickliches Bild ihrer Enkelin soeben durch den Kopf gehuscht ist. Das hätte eine Strafpredigt gegeben!

Es war Anka immer verwunderlich, wie gerade diese Großmama zu solch einer Enkelin kam. Größere Kontraste waren ja gar nicht denkbar. Von klein auf hatte sich Anka gegen jeden Zwang gesträubt, stets war ihr alles Unwahre und Unnatürliche verhaßt gewesen. Weder Großmama noch irgend jemand war es gelungen, die beständig rebellierende Offenheit der kleinen Wahrheitsfanatikerin zu sittiger Höflichkeit abzutönen. Kein Zureden, keine Vorstellungen halfen, gegen jede unwahre Phrase machte Anka sofort Front; wen sie nicht leiden konnte, gegen den ließ sie sich nicht zur Liebenswürdigkeit zwingen. In was für Verlegenheiten hatte sie nicht die Großmama schon durch ihre offenherzige Aufrichtigkeit gebracht!

Wenn man sich ihr gegenüber gar keinen Rat mehr wußte, dann kam die große Drohung: „Warte nur, bis du erst verheiratet bist — dein Mann wird dich schon erziehen.“ Jawohl! Da mußten sie sie aber erst dazu bringen, einen Mann zu nehmen. Und darauf konnten sie warten.

Ueberhaupt, so wie sich's jetzt der hochweise Familienrat ausgetüftelt hatte, so über ihren Kopf weg, ohne sie auch nur um ihre Meinung zu fragen — sie befanden sich in einem gewaltigen Irrtum, wenn sie glaubten, daß sie das durchsetzen würden. Es war zu lächerlich. Fortwährend redete man in sie hinein, welch ein Glück ihr Rang, ihr Name, ihr Reichtum sei. Wenn das alles nur dazu diente, so mir nichts, dir nichts, einem gänzlich fremden Mann ausgeliefert zu werden — und wenn er zehnmal ihr Vetter war — dann waren Rang und Reich-

tum sehr fragwürdige Güter. Da doch lieber arm und die erste beste Grete sein, die sich ihren Hans nach freier Herzenswahl aussuchen konnte. Nein, Großmama mochte thun, was sie wollte: vorderhand dachte Anka überhaupt noch nicht ans Heiraten; wenn's aber einmal dazu kam, dann nahm sie nur einen Mann, den sie lieb haben konnte. Zu einer vom Familienrat ausgeklügelten Verbindung sollte sie nichts und niemand bewegen.

Es war nur gut, daß es Großmama herausgerutscht war, weshalb sie diesen Winter mit Anka in der Residenz zubringen wollte. Ganz außer sich vor Freude war Anka gewesen, als sie zuerst von diesem Plan hörte. Endlich sollte sie die Freuden der Großstadt, Theater, Konzerte, Bälle, kennen lernen. Denn in dem einsamen Hohenheim, in dem sie herangewachsen war, gab's derlei natürlich nicht. Und da verschnappt sich Großmama und verrät, daß man beabsichtigte, Anka mit ihrem Vetter Bela zu vermählen; mit einem Vetter, den sie nie gesehen hatte.

Natürlich hatte sich Anka sofort aufs allerentschiedenste geweigert, Hohenheim zu verlassen, doch hatte ihr das wenig genützt. Bei der Reise nach der Residenz war es geblieben. „Und alles andere werde sich finden," hatte Großmama würdevoll orakelt.

Jawohl, das würde es! Sie sollten schon sehen! Sie ließ sich nicht ins Bockshorn jagen, sie ließ es darauf ankommen, um so mehr, als sie auf einen wirksamen Beistand in ihren Nöten rechnete: auf die Hilfe ihres Vormundes und Oheims, des Reichskanzlers Grafen Leistingen. Denn der hatte sie lieb. Kein Sommer verging, ohne daß er sie in Hohenheim besuchte.

Nur mußte sie trachten, der Großmama zuvorzukommen und ihm ihre Wünsche ans Herz zu legen, ehe Großmama ihn für ihre Pläne gewonnen hatte. Das war wichtig. Schon in Hohenheim hatte sich Anka vorgenommen, Groß-

mama bei Graf Leistingen den Rang abzulaufen, und sich das als etwas sehr Leichtes vorgestellt, leider irrtümlicherweise, was sie, seit sie in der Stadt war, immer deutlicher einsah. Großmama würde ihr natürlich nicht erlauben, ohne sie Graf Leistingen zu besuchen, dazu war sie viel zu klug. Und verstohlen, hinter Großmamas Rücken, wie sich's Anka eigentlich vorgenommen hatte — das war kaum zu bewerkstelligen. Hier in der Stadt gab es keine Bewegungsfreiheit für sie wie in Hohenheim, wo sie nur in den Park zu schlendern brauchte, wenn sie einmal heimlich ein bißchen durchbrennen wollte. Hier war an ein Alleinausgehen nicht zu denken. Großmamas erster Ausflug dagegen galt sicher dem Vormund ihrer Enkelin. Wenn Anka sich nicht beeilte, kam sie mit ihren Bitten zu spät. Was thun? —

Die Kirche ist voller Leute, alle Bänke sind besetzt. Und die arme Beautemps verträgt langes Stehen nicht. Ratlos blickt sie ihren Zögling an.

„Vielleicht sind die Damen so freundlich und rücken ein wenig zusammen,“ beantwortet Anka höflich bittend mit halblauter Stimme diesen stummen Appell.

Und die Damen sind so freundlich, sie drücken sich zusammen und machen für Madame Beautemps ein Plätzchen frei. Anka bleibt neben ihr stehen. Ein Gedanke fährt ihr durch den Kopf. Wenn sie es jetzt so machte wie im Hohenheimer Park? Das wäre die einzige Möglichkeit, ihre Absicht auszuführen.

Der Zufall begünstigt sie. Auf der Bank hinter ihnen erhebt sich die Dame, die den Eckplatz einnahm, und verläßt die Kirche. Anka setzt sich geschwind und verständigt Madame Beautemps durch eine leise Berührung, daß sie hinter ihr einen Platz gefunden hat. Die Beautemps sieht sich um, lächelt befriedigt und versenkt sich beruhigt in ihre Andacht. Nun ist sie tot für die Welt, was Anka

ganz genau weiß. Ein Weilchen sitzt sie still. Dann steht sie leise und vorsichtig auf und verschwindet in der



Menschenmenge, die den Mittelgang des Doms ausfüllt. Niemand achtet auf sie. Sie zieht ihren Schleier übers

Gesicht und huscht nach einem Seitenausgang. Jetzt ist sie auf der Straße. Das Herz pocht ihr gewaltig, es ist ihr doch etwas unheimlich, sich so ganz allein mitten im Menschengewühl zu befinden. Ach was — man sieht sie ja nicht einmal an! Nun schnell zu Onkel Karl!

Vor der Kirche steht eine lange Reihe Mietwagen, auf die sie zuläuft. O Himmel — sie weiß ja nicht einmal Onkel Leistingens Adresse! Macht nichts. Sie weiß sich zu helfen. „In die Reichskanzlei!" befiehlt sie zuversichtlich dem Kutscher, der diensteifrig die Thür seines Wagens vor ihr aufreißt. Fort rollt das Gefährt.

Wie Onkel Karl gucken wird, wenn man ihm meldet, daß Fräulein Anka Kibitz ihn zu sprechen wünscht. „Kibitz" ist nämlich der Spitzname, den er ihr gegeben hat. Zuerst wird er über den Geniestreich seines Mündels lachen, dann ein bißchen brummen und hierauf ihr versprechen, ihr beizustehen. Und dann hat sie Oberwasser, Großmama und der Familie gegenüber.

Nach ganz kurzer Fahrt hält der Wagen auf einem großen, von monumentalen Baulichkeiten umgebenen Platz vor einem offenen hohen, kunstvollen Eisengitter. Der Kutscher springt vom Bock und öffnet ehrerbietig den Wagenschlag. „Da ist die Reichskanzlei, Euer Gnaden."

Hinter dem Gitter befindet sich eine große Glasthür, an der zwei Lakaien aufgepflanzt stehen. Als Anka sich der Thür nähert, reißen sie beide Flügel weit vor ihr auf. Eine breite Freitreppe führt geradeaus in die Höhe, und Anka ersteigt sie unbekümmert. Zu was denn hier erst lange parlamentieren, oben wird sie wohl Onkel Karls Kammerdiener finden, der sie kennt und anmelden mag. Sie kommt an zwei aufgepflanzten goldstrotzenden Hellebardieren vorbei, an gepuderten würdevollen Lakaien. Alles ist so still und so feierlich, daß sie sich förmlich bedrückt fühlt. Es muß doch etwas sehr, sehr Großes um

die Würde des Reichskanzlers sein! Macht nichts — für sie wird der hohe Würdenträger gewiß auch in diesen Prachträumen der gute liebe Onkel Karl sein und bleiben. Unbekümmert setzt sie ihren Weg fort.

— — — — — — — — — — — —

Graf Bela Hohenheim-Erstfeld, Oberlieutenant im Generalstab und Adjutant Seiner Majestät des Kaisers, hat heute Dienst. Es ist Audienztag. Die Liste der zur Audienz befohlenen Personen ist nicht groß: ein paar Deputationen, einige hohe Offiziere, ein geistlicher Würdenträger. Es spinnt sich alles nach der üblichen Schablone ab.

Plötzlich jedoch giebt's dem Herrn Adjutanten einen Riß — in der Thürumrahmung des Audienzsaals erscheint ein bildhübsches junges Mädchen in einfacher, aber vornehmer Straßentoilette. Belas Falkenaugen sehen das selbst über die ganze Weite des großen Saales hinweg. Bestürzt überfliegt er noch einmal die Audienzliste; nein, er hat nichts übersehen, sie enthält keinen Frauennamen. Da fährt ihm ein Gedanke durch den Sinn, was vielleicht das Erscheinen des armen Kindes bedeutet. Es kommt oft vor, daß krankhafter Irrwahn Leute hierher führt. Dies hübsche Geschöpf — geistesgestört! Es erschüttert Bela aufs tiefste.

Soeben naht sich ihr ein Diener, um in ihre Audienzbewilligung Einsicht zu nehmen. Rasch schreitet Bela auf sie zu und winkt dem Mann ab; er selbst will es versuchen, sie durch gütliches Zureden zum Fortgehen zu bewegen.

Sie steht da, ein Bild des Lebens. Ein reizvolles Bild — große ehrliche Augen, ein köstlich reines Oval, die ganze Erscheinung die Verkörperung von Jugendfrische und Unschuld. Belas Herz krampft sich schmerzlich zusammen.

Auch sie mustert ihn angelegentlich, zutraulich und mit

unbefangener vornehmer Güte. Mit einem gewissen Erstaunen überfliegt ihr Blick seine Erscheinung, und ihre ehrlichen Augen bekunden es mit naiver Offenheit, daß Bela ihr gefällt.

Als er vor ihr steht, hält sie ihm mit einem lieben Lächeln ihre Karte entgegen. „Bitte, melden Sie mich geschwind!" *)

Er zwickt seinen Federhut, das Abzeichen seiner Adjutantenwürde, unter den Arm und nimmt ihr die Karte aus der Hand. Ein einfacher bürgerlicher Name ist mit großen, eleganten Schriftzügen darauf geschrieben: „Anka Kibitz." Herzinniges Mitleid schnürt Bela die Kehle zusammen. Er spricht ihr zu wie einem Kinde. Daß er sie nicht melden könne, weil sie auf der Audienzliste nicht vorgemerkt stehe, daß sie erst eine Eingabe machen müsse, und dann ganz sicher den Bescheid erhalten werde, wann sie erscheinen solle.

Sie lacht ihm hell ins Gesicht. Das sei alles nicht notwendig, erklärt sie mit schelmischem Selbstbewußtsein. Er solle nur ihre Karte seinem Herrn überreichen, es werde ihm gewiß keine Unannehmlichkeit daraus erwachsen.

Bela weiß nicht, was er sagen soll. Die fröhliche Zuversicht, mit der das schöne Kind zu ihm aufsieht, hat so gar nichts Krankhaftes, Gestörtes, daß er ganz irre zu werden beginnt. Der Gedanke schimmert ihm durch den Kopf, daß ihrem Hiersein doch vielleicht ein Irrtum zu Grunde liegen könne. „Bitte, wen wünschen Sie denn eigentlich zu sprechen, liebes Fräulein?" fragt er.

Wieder lacht sie, wie Lerchenton perlt es in die feierliche Stille des großen Prunksaals. Und dies Lachen wälzt Bela eine schwere Last vom Herzen. Nein, diese lebensfrische, reizende Hülle birgt keinen kranken Geist.

*) Siehe das Titelbild.

„Aber natürlich meinen — — den Herrn Reichskanzler Grafen Leistingen.“

Bela atmet auf. Nur mit Mühe unterdrückt er eine unzeitgemäße Aeußerung seiner Freude. „Da sind Sie irre gegangen, liebes Fräulein,“ erwidert er feierlich, „hier befinden Sie sich im Audienzsaal Seiner Majestät des Kaisers —“

„Des — — Kaisers?“

Fassungslos starrt sie ihn an, unendlich lieblich in ihrer hilflosen Verwirrung. „Aber ich ließ mich doch in die Reichskanzlei fahren,“ stottert sie dann kleinlaut, „der Kutscher sagte unten ausdrücklich: die sei hier.“

„Das ist sie auch. Dieser Teil des kaiserlichen Schlosses heißt die Reichskanzlei. Der Reichkanzler aber wohnt nicht hier, sondern im Ministerium des Aeußern.“

„O!“ Einen Moment lang hat sie vollständig die Fassung verloren, dann bricht ihre unbefangene Natürlichkeit wieder bezwingend hervor. Ihr helles Kinderlachen sprudelt ihr wieder über die Lippen. „Das ist ja 'was Hübsches, was ich da angestellt habe!“

Der Schelm ist reizend! Belas Blicke umfangen ihre Gestalt wie eine Liebkosung. Selbstvergessen beugt er sich zu ihr nieder, und sein Mund flüstert beinahe ohne sein Wissen und Wollen, was er denkt und empfindet. „Ja, ja — 'was Hübsches, Sie süßes, liebes Kind!“

Es durchzuckt beide wie ein elektrischer Schlag, als ihm diese Worte über die Lippen quellen. Beide werden dunkelrot im Gesicht. Ein Zittern durchbebt die Gestalt des Mädchens, wortlos dreht sie sich um und läuft wie auf der Flucht zur Thür hinaus.

Bela erwacht wie aus einem Traum — drüben öffnet sich soeben die Thür des kaiserlichen Kabinetts nach einer beendeten Audienz. Das bringt ihn zu sich. Mit seinem gewöhnlichen Ernst waltet er seines Amtes. In seinem

Herzen aber leuchten Ankas blaue Augen. Wie eine Offenbarung ist es über ihn gekommen. Er gilt beinahe als Sonderling, weil er ein zurückgezogenes Leben führt. Sein Empfinden ist zu zart und zu rein, um an Unwürdigem Gefallen zu finden. Heiraten aber — —? Er ist der letzte Hohenheim, von ihm hängt der Fortbestand seines Hauses ab. Seit Jahren bestürmt ihn darum seine Familie, sich zu vermählen. Er hat sich nicht dazu entschließen können. Und jetzt weiß er warum. Die unschuldvolle, unverfälschte Natürlichkeit, die Anka so herzbezwingend aus dem süßen Gesicht herauslachte — das war's, was er bisher noch an jedem Mädchen vermißt hatte. Er kannte keine, die ihr glich. Wie Waldluft weht's ihm durchs Gemüt, wenn ihm ihr Lachen im Ohr nachklingt.

Wer sie wohl sein mochte? Anka Kibitz. Er seufzt. Anka Kibitz klingt nicht nach der achtfachen Ahnenreihe, die die ebenbürtige Gemahlin des Majoratsherrn Grafen Hohenheim aufweisen mußte. Dafür jedoch verbürgte der Besitz des herzlieben Wesens, das diesen einfachen Namen trug, dem Beneidenswerten ein volles Menschenglück.

Er richtet das Haupt energisch empor. Warten — warten und sich prüfen! Gelingt es ihm, das herzige Kind zu vergessen — gut. Wenn aber nicht — nun, dann muß sich eben alles andere finden.

2.

Abendgesellschaft beim Reichskanzler Grafen Leistingen war ein gesellschaftliches Ereignis.

„Bitte, komm ein halbes Stündchen früher, ich möchte etwas mit Dir besprechen, ehe der Rummel losgeht," hat Leistingen der Einladung an seinen Verwandten, Grafen Bela Hohenheim-Erstfeld, hinzugefügt. Es hat Bela einen gewaltigen Ruck gegeben, als er diese Zeilen zu Gesicht

bekam. Das ist ein Wink des Schicksals. Er hat sich schon den Kopf zerbrochen, auf welche Weise er unauffällig eine vertrauliche Unterredung mit dem vielbeschäftigten Reichskanzler herbeiführen könne, denn es ist ihm nicht gelungen, Anka Kibitz zu vergessen. Jetzt wird er es schon auf geschickte Weise erforschen, wer sie ist, und wie er sich ihr nähern kann.

„Seine Excellenz befindet sich im Wintergarten," bescheidet ihn der Kammerdiener, als sich Bela pünktlich eine halbe Stunde vor Beginn des Empfanges im Palais Graf Leistingens einfindet.

Er verfügt sich dorthin. Excellenz sitzt im Gesellschaftsanzug an einem Ecktisch bei einem Stoß Zeitungen und dampft die blühenden Kamelien an. Er ist ein leidenschaftlicher Raucher.

„Holla, Bela!" ruft er seinem jungen Verwandten entgegen. „Komm, stärk dich auch durch eine gute Zigarre — ein paar Stunden heißt's dann so wie so auf das edle Kraut verzichten."

Graf Bela schlägt die Fersen aneinander, daß die Sporen klirren, setzt sich dann nieder und zündet sich eine Havanna an.

„Und jetzt vor allen Dingen zu dem, was mich veranlaßt hat, dich so zeitig herzusprengen," fährt der Reichskanzler fort. „Du bist wirklich unter einem guten Stern geboren, Junge. Eine große Verschwörung war gegen dich im Werke. Von seiten der Familie natürlich. Kannst dir wohl schon denken, weshalb?"

Graf Bela runzelt ärgerlich die Stirne, aber um seinen Mund zuckt belustigter Spott. Die haben sich einen recht günstigen Zeitpunkt zu ihrem Attentat auf ihn ausgesucht!

Der Reichskanzler lacht über das süßsaure Gesicht des jungen Offiziers. „Eines muß ich dir aber doch sagen," wirft er hin. „Warum du dich eigentlich so sperrst, ins

Ehejoch zu kriechen, ist mir total unerfindlich. Wenn du deine Freiheit noch ausnützest — gut. Das wär' wenigstens ein Standpunkt. Aber bei deiner exemplarischen Solidität verschlägt's dir ja absolut nichts, endlich die Wünsche deiner Familie zu erfüllen. Bedenke, daß du ein Dreißiger und der letzte Graf Hohenheim bist. Wenn du keine Kinder hinterläßt —"

„Verzeihen Sie, Onkel Excellenz, meiner Ansicht nach heiratet man für sich und nicht für seine Verwandten. Und unter all den weiblichen Wesen, mit denen man mich schon vermählen wollte, war nicht eine, die ich mir zur Frau gewünscht hätte."

„Verwöhnter Schlingel! Man zeigt dir eben zu sehr, wie willkommen du allen als Freier bist. Eine aber hat sich doch gefunden, die anderer Ansicht ist —"

„Das werden wohl viele sein."

„Ei, du bist ja von geradezu rührender Bescheidenheit! Ich glaub' aber kaum, daß viele so mit allen vieren ausschlagen würden, wenn man sie mit dir verheiraten möchte."

Graf Bela zuckte hochmütig die Achseln. „Meines Wissens hab' ich niemand mit Heiratsabsichten bedroht."

„Aber andere thaten's für dich. Deine Base Hohenheim-Schwarzberg ist herangewachsen und soll vermählt werden. Du wärst thatsächlich die geeignetste Partie für sie, was ich dir aufs eindringlichste vorstellen sollte —"

„Excellenz —"

„Bleib nur sitzen. In derlei misch' ich mich nicht ein. Es wär' auch hier total überflüssig, denn du bist nicht bedroht. Anka hat mir sehr energisch erklärt, daß sie den Plänen ihrer Großmutter den äußersten Widerstand zu leisten gedenke."

„Anka?"

„Ho, ist Feuer im Dach? Was hast du denn?"

„Sie sagten — Anka, Excellenz?"

„Nun ja, deine Cousine Anka Hohenheim-Schwarzberg, der putzigste kleine Kibitz, der auf zwei Mädchenbeinen herumstelzt."

„Kibitz — Anka Kibitz?"

„Der Spitzname, den ich ihr gegeben habe. — He, Friedrich — was soll's?" Ein Diener hatte sich den beiden Herren mit unhörbaren Schritten genähert.

„Ihre Excellenz, die Frau Gräfin lassen melden, daß die ersten Wagen vorführen."

„Es ist gut." Die Zigarre des Ministers fliegt in den Aschenbecher. Friedrich verschwindet so lautlos, wie er gekommen ist.

„Rauch nur deine Zigarre ruhig aus, Bela," sagte der Reichskanzler. „Mich ruft jetzt leider die Pflicht."

„Bitte, Excellenz — ist die Komtesse Anka hier in der Stadt?"

„Ja, seit vierzehn Tagen ungefähr. Erscheint heute auch. Und ich wollte dich bitten, dich ein wenig mit ihr zu beschäftigen und mir dann zu erklären, daß sie dir absolut nicht gefällt."

„Wenn sie mir aber gefiele — was dann?"

Der Reichskanzler bricht in lautes Lachen aus. „Das wäre eine gerechte Vergeltung für deine bisherige Unempfindlichkeit, denn sie will von dir absolut nichts wissen. Jetzt aber entschuldige — auf Wiedersehen im großen Schwitzkasten!" Und lachend entfernt sich die Excellenz.

Graf Bela blickt ihm vollständig fassungslos nach. Seiner Base Hohenheim-Schwarzberg also gehört das süße Mädchengesicht, das er beständig vor sich sieht, wo er geht und steht? Sie aber will nichts von ihm wissen? — Oho! Wirklich nicht? Nun, das ist doch wohl noch abzuwarten. Wenn die Excellenz wüßte! Er lacht fröhlich und siegessicher auf und freut sich, daß niemand eine

Ahnung davon hat, was ihm zwei ehrliche, unschuldige Mädchenaugen verraten haben — etwas, was ihn mit hoffnungsfreudiger Zuversicht erfüllt. Er ist doch ein Sonntagskind! Anka Kibitz seine Base — ein Glücksschauer durchrieselt ihn. Ganz still bleibt er in seinem grünen Versteck sitzen, träumt vor sich hin und bemerkt es nicht einmal, daß die Zigarre, die er mechanisch an die Lippen führt, schon längst ausgegangen ist.

— — — — — — — — — — — —

Die Augen Ankas mustern neugierig und angelegentlich Onkel Leistingens Gäste, die vor und neben ihr die breite Marmortreppe emporsteigen, und sich in den Garderobenzimmern aus ihren Umhüllungen herausschälen. Eine glänzende Versammlung — so viele schöne Frauen und Mädchen! Die Männer gefallen ihr weniger. Da ist auch nicht einer, der sich zum Beispiel nur mit dem Leibjäger des Kaisers, den sie im Vorzimmer der Reichskanzlei getroffen hatte, vergleichen könnte.

Sie wird rot, wie sie das denkt, und furcht verdrießlich die Stirne. Es ist wirklich ärgerlich, wie oft sie an den Menschen denken muß, seine Augen vor sich sieht, den Ton seiner Stimme hört. Gewiß kam das daher, daß der Kontrast zwischen der Erscheinung und der Lebensstellung des jungen Mannes, mit dem sie auf so abenteuerliche Weise in Berührung gekommen ist, ein so außerordentlich auffallender war. Sie hat ihn im ersten Augenblick für einen Offizier gehalten. Warum auch nicht? Vornehm genug sah er aus. Erst als sie inne wurde, daß ihm die Funktion des Anmeldens oblag, und außerdem gewahrte, daß er einen ebensolchen Federhut unter dem Arm trug wie der Leibjäger des Fürsten Lingen, wenn sein Herr in Hohenheim Galavisite machte, erst da war sie sich ihres Irrtums bewußt geworden.

Nur hatte sie sich in einem fort über den seltsamen

Gesichtsausdruck gewundert, mit dem sie der Leibjäger ansah. So voll Güte und so — so mitleidig. Und dann — dann — o Gott! Nein, sie mag gar nicht mehr daran denken, und sie weiß bis jetzt noch nicht, wie sie wieder in ihren Wagen und in die Kirche zurückgekommen ist, in der sie schließlich von der vor Angst halbtoten Madame Beautemps weinend an einem Seitenaltar aufgefunden wurde.

Wenn Großmama von dem allem eine Ahnung hätte — sie, die doch eigentlich ganz allein an dem Schwabenstreich schuld ist, den Anka begangen hat. Aber denken darf und will sie nicht mehr an ihn — nein, nein, sie will nicht! Wohin aber nur flüchten mit ihren Gedanken? — Ja, richtig: heute soll sie ja den verhaßten Vetter Bela kennen lernen. Der kann sich auf die Behandlung freuen, die sie ihm angedeihen lassen wird! —

Die Gräfin Hohenheim-Schwarzberg wird von vielen alten Bekannten wortreich begrüßt. Anka wird vorgestellt und muß Komplimente über sich ergehen lassen, die sie schrecklich ungeduldig machen. Wenn man lieber endlich einmal in den Festsaal ginge! Aber das nimmt kein Ende, bis die alten Damen die Großmama in das allerhinterste Toilettenzimmer geschleppt haben, mit dem Aufrichten ihres Staates fertig werden, der von den Umhüllungen ein bißchen zerdrückt worden ist. Als ob es jemand interessiere, wie die alten Runkunkeln aussehen! Aber das zupft und zupft an sich herum und schwatzt dabei, schwatzt endlos und läßt Anka unbeachtet stehen. Und Großmama hört so voller Interesse zu, als ob der Fortbestand der Welt von dem abhinge, was man ihr berichtet. Und unerträglich heiß ist's auch noch dazu im Zimmer!

Tief atmend nähert sich Anka einer Sammetportiere, die sich dem Eingang, durch den sie kamen, gegenüber befindet.

Ein frischer Luftzug dringt zwischen ihr hervor. Sie drückt sich ihm entgegen in die Stofffalten. Ach so — darum die wohlthuende Frische — die Thür hinter ihnen ist offen. So angenehm kühl weht es herein. Anka wirft einen Blick ins Zimmer zurück — Großmama und die Damen erörtern mit leidenschaftlichem Eifer, in welchem Grade die Ingelfingen-Nudelheim mit den Schrinzendorf-Ludlingshausen verwandt sind. Husch, ist sie in dem kühlen Nebengemach. Das ist eine Art Korridor, von einer langen Glaswand begrenzt, hinter der große Kamelienbüsche stehen, ganz bedeckt mit leuchtendroten und blendendweißen Blumen. Solche Prachtexemplare haben sie in Hohenheim nicht. Eifrig späht ihr Blick umher — richtig, da ist eine schmale Thür. Jetzt kann sie die blühende Pracht in der Nähe bewundern. Gesellschaft und Empfangssaal und Großmama sind vollständig vergessen.

Schwüler Blumenduft umfängt sie — ihre Nasenflügel blähen sich auf und saugen ihn mit tiefen Zügen ein. Ach, da — ein ganzes Boskett weißer Fliedersträuche mitten im Winter! Und der köstliche Hyazinthenflor und ihre Lieblinge, Veilchen und Maiglöckchen — so, so viele!

Sie bückt sich, um ein paar zu pflücken.

„Spitzbub! Spitzbub!“ schreit ihr eine grelle Stimme ins Ohr. Erschrocken fährt sie herum. Ein großer weißer Kakadu schaukelt sich in einem Metallring und kreischt die Anklage, von der Anka sich getroffen fühlt. Lachend läuft sie zu ihm hin, er beugt den Hals und hält ihr den Kopf hin, und jetzt plaudert Anka just so eifrig wie drüben Großmama und die Damen über die Ingelfingen-Nudelheim. Sie kraut dem zutraulichen Gesellen den Kopf und giebt ihm die süßesten Schmeichelnamen und ist außer sich vor Vergnügen, weil er jeden mit einem Schimpfwort erwidert.

Sie unterhält sich ganz ausgezeichnet. Papchen auch,

nur scheint er etwas ärgerlich zu werden, weil seinem wiederholt geäußerten Verlangen: „Braver Joko will Zucker!“ nicht gewillfahrt wird. Seine erwartungsvollen Augen ergötzen Anka über alle Maßen.

Um ihn zu necken, zupft sie verstohlen eine weiße Kamelienknospe ab und hält sie Joko mit ihrem plauderlustigen Mündchen entgegen. Zart und behutsam löst er sie aus ihren schwellenden Lippen, die aber im nächsten Moment einen schrillen Schreckensschrei ausstoßen. Joko hat sich für die erlittene Täuschung durch einen tüchtigen Schnabelhieb gerächt. Es thut furchtbar weh, warm läuft es über Ankas Kinn und Hals und — — Herr des Himmels — ihr weißes Kleid! Wie sieht das aus — voller Blutstropfen! Entgeistert starrt Anka auf sie nieder.

„Um Gottes willen, Sie bluten ja —“

Hastig dreht sie sich um — Seiner Majestät Leibjäger steht vor ihr. Wie kommt denn der hierher? Ach, einerlei — gut, daß er da ist! Sie ist so erschrocken, ihre Wunde schmerzt so sehr. „Bitte, helfen Sie mir!“ ruft sie ihm mit erstickter Stimme zu.

Sie fühlt es augenblicklich, daß sie sich zuverlässigen Händen anvertraut hat.

Er führt sie zu einem großen Wasserbecken und kühlt ihr mit einem seidenweichen Battisttuch die blutende Lippe. So leise und lind, daß sie es kaum spürt, drückt er das feine Gewebe auf ihre Wunde, es ist, als ob sich unter seiner Berührung der brennende Schmerz, den sie empfunden hat, in prickelndes Wohlbehagen verwandelte.

Keines von ihnen spricht ein Wort — sie lehnt mit geschlossenen Wimpern und seitwärts geneigtem Kopf in dem großen Korbsessel, den er ihr hingeschoben hat, und er übt sein Samariterwerk mit solchem Ernst und Eifer aus, als sei dessen Erfüllung der einzige Zweck und Inhalt seines Lebens.



Die Wunde hört bald zu bluten auf, und nun sieht der eifrige Helfer zu seiner Freude, daß sich nur ein verhältnismäßig kleiner Hautriß längs der Oberlippe Ankas hinzieht. Der wird ihr hübsches Gesicht nicht lange entstellen.

Jetzt erst kommt ihm zum Bewußtsein, wie groß sein Schreck beim Erblicken ihres blutenden Gesichts gewesen ist, als er auf ihren Schrei hastig hinter der Gebüschgruppe hervoreilte, durch deren Zweige er sie beobachtete. Seine sprichwörtlich gewordene Ruhe und Besonnenheit hat zum zweitenmal Ankas wegen den kläglichsten Schiffbruch erlitten. Aber wieder ist er von Herzen froh, daß auch diesmal die Angst, die sie ihm einjagte, eine übertriebene gewesen ist.

Er legt das nasse Tuch leicht auf Ankas Lippen und zieht seine Brieftasche hervor. Anka öffnet die Augen und sieht ihn an. Er lächelt ihr ermunternd zu und schneidet ein Stückchen antiseptisches Pflaster zurecht.

„Es ist gut abgelaufen — in ein paar Tagen wird man nichts mehr von Jokos Attentat gewahren," tröstet er sie. „Nur noch ein kleiner Verschluß auf die Wunde — bitte, recht still halten ... so. Es ist doch gut, stets ein solches Hilfsmittel bei der Hand zu haben. Thut es noch weh?"

Ihr kommt auch nicht einen Augenblick lang der Gedanke an den Rangunterschied, der zwischen ihnen besteht. Dankbar streckt sie ihm beide Hände entgegen. „Fast gar nicht. Wie gut, daß Sie hier waren! Ich hätte nicht gewußt, was beginnen. Der abscheuliche Vogel!"

„Das kommt davon, wenn man Hoffnungen erweckt und dann enttäuscht."

Sie sieht ihn ängstlich an. Hoffnungen? Ums Himmels willen — — er wird sich doch nicht etwa solche in den Kopf setzen? Der Arme — — was soll sie denn nur beginnen? Und Großmama — Himmel! Gewiß hat die sie längst vermißt und sucht sie. Sie aber kann sich doch in dem blutigen Kleid vor niemand sehen lassen. Was thun?

Bela hat von Ankas Gesicht die Beängstigung ab-

gelesen, die sie erfüllt, und beschließt, ihr zu Hilfe zu kommen. Es ist ihm außerdem willkommen, ihr noch ein Weilchen zu verbergen, wer er ist. Er verbeugt sich Abschied nehmend vor ihr.

„Ich werde eine Kammerfrau der Gräfin Leistingen herschicken," sagt er mit zeremonieller Höflichkeit. „Ist Ihnen das angenehm?"

Ankas Gesicht hellt sich auf. „Ach bitte, ja," erwidert sie eifrig. „Wenn Ihnen Ihr Dienst erlaubt, sich noch dieser Mühe zu unterziehen, wäre ich Ihnen außerordentlich dankbar."

„Mein Dienst?" fragt Graf Bela verwundert.

„Ja. Oder wollten Sie sich nur das Fest ansehen? Als Leibjäger Seiner Majestät haben Sie gewiß schon viel schönere gesehen —"

Der „Leibjäger Seiner Majestät" macht ein ganz merkwürdiges Gesicht; dann bückt er sich plötzlich und rafft hastig das feine Tuch auf, das auf dem Rand des Wasserbeckens liegt. Er ballt es zu einem Knäuel zusammen, so daß man die Stickerei in der Ecke nicht sieht. Dann tritt er ganz nahe zu Anka und sieht ihr tief in die Augen. Die seinen leuchten und strahlen — es überläuft Anka ganz eigen bei diesem Blick.

Sie erträgt ihn nicht — verwirrt ergreift sie einen Blütenzweig, der neben ihrem Haupt schwankt, und drückt ihr Gesicht in die kühlen Blätter. Vor ihren Ohren braust es, als das aber aufhört, ist's totenstill um sie her. Sie sieht sich um — niemand da — sie ist allein. Allein und so sterbenstraurig wie noch nie vorher. Wäre sie doch nur in ihrem stillen Hohenheim geblieben! — —

Ein Stündchen später liegt sie in ihrem Bett und schluchzt herzbrechend in die Kissen hinein, ohne jeden äußeren Anlaß. Erst ist eine alte Kammerfrau und dann die Gräfin Leistingen selbst mit Großmama in den Winter-

garten gekommen, und sie ist mehr bedauert als ausgescholten worden. Dann hat man sie in ihren Mantel gepackt und unter der Obhut einer Dienerin nach Hause geschickt. Großmama ist auf dem Fest geblieben. Ankas erste Wärterin, die alte Anuschka, hat sich wie närrisch über den Unfall ihrer Komtesse gebärdet. Ja, die hängt an ihr. Mit dem ganzen Herzen. Sonst aber — sonst hat sie niemand so recht innig lieb. Und das hat sie noch niemals so schmerzlich empfunden wie heute. Und sie muß weinen — weinen, bis der Schlaf ihre Augen schließt. Und dann träumt sie von Joko — und von ihm.

3.

Die Gräfin Hohenheim-Schwarzberg ist ganz glücklich über ihre Idee, mit Anka eine Saison in ihrem Residenzpalast zuzubringen. Die Stadtluft fängt schon an, auf ihre Enkelin einzuwirken. Sie ist stiller, ernster, gesetzter und zeigt Interesse für Dinge, die ihr sonst vollkommen gleichgültig waren. Vor ein paar Tagen zum Beispiel, als die Baronin Felsing, Hofdame und Kammervorsteherin Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Kronprinzessin, von der Mühe sprach, die ihr die Auswahl einer neuen Kammerfrau für ihre Herrin mache — mit welchem Eifer frug und forschte da nicht Anka nach allem, was bei der Besetzung ähnlicher Stellen im kaiserlichen Hofhalt berücksichtigt werden müsse. Ueber die Bildungsstufe, die Herkunft der Leute, die mit Posten belehnt würden, an denen sie in direkte Berührung mit den allerhöchsten Herrschaften kamen, suchte sie sich zu unterrichten. Die Erkenntnis von der hohen Wichtigkeit der sozialen Rangunterschiede schien gottlob endlich in ihr aufzudämmern. Das mußte sich durch ihre Vorstellung bei der nächsten Galacour noch bedeutend steigern. Die kühle Hofluft blies ernüchternd

auf die heißesten Stirnen und durch die wärmsten Herzen. Ankas Entwickelung vom Kind zur Dame ging glücklicherweise schließlich doch vor sich.

Bisweilen freilich war die neuerwachte Aufmerksamkeit Ankas auf das, was um sie her gesprochen ward, auch recht unbequem. Weil der kindische Sausewind nie auf die Unterhaltung Großmamas und ihrer Bekannten achtete, hatte sich bei der alten Dame eine gewisse Achtlosigkeit auf die Anwesenheit ihrer Enkelin eingebürgert. Ohne Rücksicht auf diese war darum auch vor Anka von der Gräfin und einigen alten Damen das unerhörte Ereignis erörtert worden, daß eine Prinzessin des regierenden Fürstenhauses von S. einen bürgerlichen Gelehrten zum Gemahl erkoren habe. In ihrer nur zu leicht begreiflichen Entrüstung hatten sich die Plaudernden immer angelegentlicher in ihren verfänglichen Gesprächsstoff vertieft. Die Mißheiraten mit Theaterprinzessinnen, Kunstreiterinnen und dergleichen Damen, durch die sich leider so viele ihrer männlichen Standesgenossen degradierten, kamen aufs Tapet. Man hechelte auch die Gräfin Solingen durch, die vor einigen Jahren einen Bauernburschen geheiratet hatte.

Plötzlich frug in den allgemeinen Verdammungschor hinein Ankas süße Stimme mit atemlosem Interesse, ob denn die beiden glücklich geworden seien.

Großmama Hohenheim-Schwarzberg hatte vor Schreck und Entsetzen über ihre Unvorsichtigkeit einen heftigen Migräneanfall bekommen. Von da an beobachtete sie die größte Vorsicht, wenn Anka bei Besuchen im Zimmer weilte.

Was ihr aber das Angenehmste ist: der Wunsch, der sie zur Uebersiedelung in die Residenz bewogen hat, scheint sich erfreulicherweise verwirklichen zu wollen. Der Legationsrat Baron Waldeck-Schwarzberg, der von sämtlichen

Hohenheimschen und Schwarzbergschen Familienangehörigen mit der Aufgabe betraut worden war, Graf Bela die Zweckmäßigkeit seiner Vermählung mit Anka eindringlichst vorzustellen, hat der erwartungsvoll harrenden Familie berichtet, daß sich ihr eheschеuer Verwandter wider alles Erwarten bereit gezeigt habe, die ihm vorgeschlagene Verbindung einzugehen. Ein Original, wie er nun einmal war, hatte er allerdings an seine Zusage eine Bedingung geknüpft: es müsse ihm gestattet werden, um Anka anders werben zu dürfen, als es in ihren Kreisen üblich sei. Man dürfe weder von ihm verlangen, dem jungen Mädchen im Haus der Großtante Hohenheim-Schwarzberg den Hof zu machen, noch Anka vor dem Zeitpunkt, in dem er selbst einen diesbezüglichen Wunsch äußern werde, von seiner Werbung um sie in Kenntnis setzen. Der Legationsrat hatte ihm versprochen, daß niemand seinen Wünschen zuwider handeln werde. Unter allgemeinem Kopfschütteln ergab sich die Familie darein, das absonderliche Begehren Belas zu erfüllen. Zu ihrer großen Erleichterung hörte Anka fortan auch nicht die leiseste Anspielung mehr auf den Plan, sie mit ihrem Vetter Bela zu vermählen.

Sie ist Großmama und allen ihren Onkeln und Tanten im geheimen herzlich dankbar, daß sie es vernünftigerweise unterlassen, sie noch weiter mit ihrer schrecklichen Absicht zu quälen. Ach, sie hat ja so genug zu tragen, wovon glücklicherweise niemand etwas ahnt. Und doch möchte sie nicht um alles die süße Qual missen, die ihr Herz gleichzeitig mit Entzücken und Kummer erfüllt. Sie hat ihn wiedergesehen seit jener Scene im Wintergarten Graf Leistingens. Der Schreck, als sie ihn auf der Ringstraße zum erstenmal gewahrte! „Wenn er sich dir nähert, dich anspricht!“ hatte sie mit einem entsetzten Blick auf Großmama gedacht. Aber nein. Nur seine Augen umfingen sie mit einem ehrerbietigen Gruß. Zu nett von

ihm. Denn wenn er ihr gefolgt wäre, sie nach dem Spaziergang in die mit dem Schwarzbergschen Wappen verzierte Equipage hätte steigen sehen, dann würde er wahrscheinlich bald gewußt haben, wer Anka Kibitz war. Nur das nicht!

Ein paar Tage später war er wieder da. Wieder dieselbe Zurückhaltung und dieselbe stumme und doch so eindringliche Sprache seiner Augen. Sie bewegte ihr das innerste Herz. Und ein Flehen stieg aus ihm empor — inbrünstig wie noch keines vorher — und unklarer, wie Anka noch je einen Wunsch geformt hatte. „Hilf! Hilf!" schrie ihre Seele, und heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen. Allein welche Hilfe sie begehrte, wagte ihr Empfinden nicht bis zu Gedanken zu gestalten. Mit einem schmerzlich-süßen Glücksempfinden im Herzen kehrte sie nach Hause zurück.

Und so ging's fort. Wohin es führen werde, frug sich Anka nicht. Die Gegenwart erfüllte sie so ganz, daß ihr kein Gedanke an die Zukunft kam. Sie war auch sicherer geworden. Die Zurückhaltung des jungen Mannes machte sie dreister. Immer häufiger flogen ihre Augen zu ihm hinüber. Er trug nie seine Dienstkleidung, sondern einen dunklen Straßenanzug. Beinahe noch vornehmer sah er darin aus. Wie mochte er nur in seine bescheidene Lebensstellung geraten sein? Gewiß nur durch Schicksalsschläge. Denn ein gewöhnlicher Dutzendmensch, jemand, der für eine Dienerstellung geboren und erzogen ist, war der Leibjäger des Kaisers nun und nimmermehr.

Was für abenteuerliche Romane Ankas Kopf um die Lebensschicksale des Mannes spann, der mehr und mehr all ihr Denken und Sinnen ausfüllte!

Noch für eine zweite Person interessierte sie sich übrigens aufs allerlebhafteste. Wenn ihr doch nur jemand recht viel über die Gräfin Solingen erzählen könnte! So

gerne möchte sie mehr von dieser ungewöhnlichen Frau wissen, die den Mut gehabt hat, alles über Bord zu werfen, was sich ihrer Neigung in den Weg stellte.

Ob sie das wohl auch könnte?

Nein — o nein! Ohne zu wissen, warum, empörte sich jeder Blutstropfen in ihr gegen die Voraussetzung, daß man über sie so sprechen könne, wie Großmama und die anderen Damen über die Gräfin Solingen gesprochen haben. Es ist ihr zwar nicht recht klar geworden, weshalb man sie so verächtlich beurteilte, nur das begriff sie, daß dies nicht allein ihrem Herabsteigen unter ihren Rang galt. Noch etwas, das Weib Erniedrigendes, machten ihr jene unverstandenen Anspielungen zum Vorwurf — nein, nimmermehr könnte sie etwas thun, was sie einer derartigen Beurteilung aussetzte. Ungebeugt mußte sie das Haupt tragen dürfen. Nein, nie würde sie handeln wie jene.

Aber weinen muß Anka jedesmal bitterlich und schmerzlich, wenn sie sich diese Frage vorgelegt und beantwortet hat. Ja, ja, der Stolz der Schwarzbergs steckt ihr doch wohl recht, recht tief im Blut.

Aber je mehr sie sich dessen bewußt wird, je mehr wird es ihr auch Bedürfnis, den Pflichten gerecht zu werden, die ihr ihre bevorzugte Lebensstellung auferlegt. Außerdem lindert es das Leid, das sie im Herzen trägt, wenn sie Bekümmerten und Unglücklichen Hilfe zu bringen vermag.

Großmama, die ebenfalls gern und freigebig Wohlthaten ausübt, läßt sie darin frei gewähren. Und in der großen Stadt giebt's so bergehohes Elend, daß Anka sich manchmal wundert, wie all diesem Schrecklichen gegenüber der Kummer, der sie bedrückt, noch zu Wort gelangen kann. Die Vergleiche, die sich ihr aufdrängen, sind eine wirksame Hilfe in dem Kampf Ankas gegen sich selbst.

Auch ihren Charakter stählt dieser, freier und willensbewußter entfaltet sich ihre geistige Individualität. Und gerade dadurch, daß sie sie beherrschen lernt, gewinnt ihre Neigung zu dem Mann, dem sie nie angehören kann, an Ernst und Tiefe. Sie wird ihr zu einem unverlierbaren Besitz, zu einem Besitz, den sie mit vielen, vielen heißen Thränen bezahlen muß. —

Die Zeitungen haben von einem großen Unglücksfall erzählt. Zu seinen bedauernswertesten Opfern gehört ein braver Familienvater, an dessen Krankenlager jetzt sein verzweifelndes Weib mit ihrer hilflosen Kinderschar von ärgster Not bedroht wird.

Eine Stunde, nachdem Anka dies gelesen hat, steigt sie mit Madame Beautemps zu der Dachstube empor, in der die arme Familie wohnt. Anka ist schneller oben an der Thür als ihre mühsam hinter ihr her keuchende Erzieherin, die Hand jedoch, die sie schon zum Klopfen erhoben hat, sinkt ihr plötzlich kraftlos herab. Jenseits der Thür spricht eine Stimme, deren Klang ihren Pulsschlag stocken macht. Das ist er — er! Die weichen tröstenden Laute, die da drinnen eine jammernde Frauenstimme beschwichtigen, sind ihrem Ohr so fest eingeprägt, daß sie sie stets und überall sofort erkennen wird. In demselben tröstenden Tonfall hat er auch zu ihr gesprochen.

Mittlerweile ist Madame Beautemps bei Anka angelangt und blickt ihr erstaunt in das fassungslose Gesicht. In dem Gelaß aber, vor dem die beiden stehen, nähern sich Stimmen und ein fester Schritt der Thür. Ohne zu sprechen, ergreift Anka die Hand Madame Beautemps und reißt sie mit sich fort in einen dunklen Winkel des Flurs, wo man sie nicht so leicht gewahren kann. Kaum sind sie dort, da tritt auch schon ein vornehmer junger Mann aus der Thür und steigt die Treppe hinab.

Madame Beautemps hat sofort begriffen, daß Anka

der Begegnung mit einer Person ausweichen wollte, die offenbar in derselben Absicht wie sie hierher gekommen ist. Warum aber ihr Zögling am ganzen Körper wie Espenlaub zittert, warum ihr Atem keucht und Röte und Blässe in rascher Flucht auf ihrem Gesicht wechseln, kann sie absolut nicht verstehen. Allein schon hat sich Anka gefaßt und schreitet nun langsam aus ihrer dunklen Ecke heraus. Die Schritte des jungen Mannes sind verhallt. In dem ärmlichen Gemach aber, in das jetzt die beiden Damen eintreten, preist man ihn mit glückerfüllter Dankbarkeit. Denn außer dem Geld, das der gute Herr dem armen Weibe brachte, hat er ihrem Mann zugesprochen, sie alle beide getröstet und aufgerichtet. Und einen Arzt wolle er schicken und Kleider für die Kinder. Sie und vor allem ihr armer Mann wären jetzt so von neuer Zuversicht und Hoffnung erfüllt, daß ihm das gewiß besser wie jede Medizin auf die Beine helfen werde.

Anka hört mit einem glücklichen Lächeln den Lobpreisungen des armen Weibes zu, und Madame Beautemps wundert sich im stillen über die Geduld, mit der ihr quecksilbernes Komteßchen den Wortschwall der redseligen Frau über sich ergehen läßt. Auch über die außergewöhnliche Größe des Almosens ist sie erstaunt, das Anka spendet, als sie endlich aufbricht und durch einen eiligen Abschied die Danksagungen abschneidet, die sich nun auch über sie ergießen.

Ueberhaupt — Anka giebt ihr heute ein Rätsel nach dem anderen zu lösen auf. Denn kaum sitzen sie wieder im Wagen, als sie plötzlich und ganz unvermittelt herzbrechend zu weinen beginnt.

„Um Gottes willen, Komtesse, was ist Ihnen? Was haben Sie?“ schreit Madame Beautemps entsetzt auf.

Seltsam — ebenso rasch, wie er aus ihren Augen hervorbrach, stockt da auch schon wieder Ankas Thränen-

erguß, sie packt und schüttelt Madame Beautemps Hände und küßt sie mit ungewohnter Ueberschwenglichkeit auf beide Wangen. Dabei lacht sie hell und fröhlich wie ein Kind, und ihre noch thränenfeuchten Augen leuchten und strahlen sonnenhaft.

„O liebste Beautemps," jubelt sie frohlockend, „ich bin so zufrieden, daß den armen Leuten geholfen ist, und daß es so gute Menschen giebt! Ist das nicht herrlich?"

Und ohne eine Antwort ihrer Erzieherin abzuwarten, wirft sie sich mit gefalteten Händen in die Kissen zurück, über ihr Gesicht breitet es sich wie Verklärung, und weit, weit hinaus in weltferne Sphären träumt ihr sinnender Blick. Manchmal bewegt sie leise die Lippen. „Gut — auch gut," flüstert sie innig vor sich hin.

Madame Beautemps wird es ganz unheimlich zu Mute. Das Gebaren ihres Zöglings ist ihr total unverständlich. Angst und Entsetzen steigen in ihr empor. Allmächtiger! Ankas excentrischer Stimmungswechsel ist doch nicht etwa das Anzeichen einer sich vorbereitenden Geistesstörung?

Wie von einem lähmenden Bann umsponnen, drückt sich die alte Dame in die Wagenecke und wagt kaum Atem zu holen. Sie erwartet etwas Entsetzliches, zittert und bebt vor Furcht.

Als der Wagen in die Einfahrt des Palastes donnert, seufzt Anka tief auf und steigt so ruhig und würdevoll die breite Marmorstiege empor, daß die Beängstigung Madame Beautemps in alle Winde zerstiebt und statt ihrer stolze Befriedigung in ihr emporloht. Jahrelang hat sie gepredigt und gebeten: „Haltung, Komtesse! Haltung!" und ist nur ausgelacht worden. Und jetzt mit einmal trägt Anka den Kopf so stolz wie eine Königin, und jede ihrer Bewegungen ist ausgeglichene Harmonie. Wie hocherfreulich! Und das so plötzlich, so mit einem Schlag! Rätselhaft — wahrlich höchst rätselhaft!

Sämtliche Hohenheim-Schwarzbergischen Familienangehörigen jubeln, und Anka ist in Verzweiflung. Graf Bela hat förmlich durch den Vormund der Komtesse bei deren Großmutter um Ankas Hand angehalten. Anka hat mit einem energischen Nein geantwortet und darauf zum erstenmal von dem lieben guten Onkel Karl eine ernstliche Zurechtweisung über sich ergehen lassen müssen. Bela ist ebenso sein Liebling wie Anka. Ihr Verhalten ist von der Excellenz mit großer Schärfe als „abscheulicher Eigensinn“ bezeichnet worden.

„Wenn du mit Bela bekannt wärst, und er dir nicht gefiele — gut. Eine solche unmotivierte Voreingenommenheit jedoch ist ungerecht und unvernünftig. Oder hast du uns nicht bekannte Gründe für deine schroff ablehnende Haltung? In dem Fall verdiente ich, der es so aufrichtig gut mit dir meint, wohl das Vertrauen, darüber unterrichtet zu werden.“

Hierauf ist noch eine lange Lobrede auf den verhaßten Freier gekommen, den Onkel Leistingen geradezu als Ideal hinstellte, und zuletzt liebevolle Vorstellungen des alten Herrn, die Anka das Herz bewegten.

Mit gesenktem Kopf saß sie da, und dicke Thränen liefen ihr über das blasse Gesicht. Ihr gütiger Beschützer hatte ja mit allem, was er sagte, recht, aber sie wäre lieber gestorben, als daß sie es über die Lippen gebracht hätte, weshalb es ihr unmöglich sei, sich mit Graf Bela zu vermählen. Nur einen Ausweg sah sie vor sich: sie mußte Belas Bekanntschaft machen und dann ihm selbst erklären, daß er ihr unsympathisch sei.

Onkel Leistingen umarmte sie vor Freude, als sie sich stockend bereit erklärte, Bela kennen zu lernen. So gut paßten seine beiden Lieblinge zusammen, er war außer sich vor Vergnügen gewesen, als Bela ihn bat, in seinem Namen um Anka zu werben. Der kleine Eigensinn sollte

den Prachtmenschen nur einmal kennen lernen — er mußte ihr ja gefallen.

Voll fröhlicher Zuversicht sah Graf Leistingen den kommenden Ereignissen entgegen.

Anders Anka. Sie ist voll Kummer und Empörung. Kummer über die arge Tücke des Schicksals, Empfindungen, denen sie nicht nachgeben darf, in ihr entfacht zu haben; Empörung, weil sie unter dem Zwang der Verhältnisse gegen ihre innerste Natur gehandelt hat. Die ganze herbe Wahrhaftigkeit ihrer Seele lehnt sich gegen die von ihr geplante Irreführung ihrer Verwandten auf, lehnt sich auf gegen die Feigheit, die Wahrheit nicht unumwunden einzugestehen. Kann sie etwas dafür, daß sie Neigung für einen Mann empfindet, der nie ihr Gatte werden kann? Das ist ein Unglück, aber keine Schande; nur ein zwingender Grund, der ihr jede Eheschließung verwehrt. Warum kann sie sich nicht dazu entschließen, dies offen zu bekennen? Es demütigt sie unsäglich, sich durch eine Lüge ihre Freiheit zu sichern; wenigstens Graf Bela müßte sie die Wahrheit sagen.

Es ist vereinbart worden, daß Anka mit ihrem Vetter zum erstenmal in größerer Gesellschaft zusammentreffen soll. Für einen wohlthätigen Zweck wird ein großer Bazar abgehalten, bei dem auch Anka als Verkäuferin mitwirkt. Der Hof hat sein Erscheinen zugesagt, riesige Vorbereitungen werden getroffen. Damit alles klappt, veranstaltet man eine Art Probeabend, an dem nur den Freunden und Verwandten der Mitwirkenden, nicht aber dem großen Publikum der Zutritt gestattet ist. An diesem Abend soll Graf Bela Anka vorgestellt werden.

In der peinlichsten Gemütsstimmung betritt Anka die Festräume. Dort geht noch alles drunter und drüber. Mit fieberhafter Hast arbeiten die Handwerker an der Fertigstellung der Verkaufsstände, der Saaldekorierungen,

leichte, zu gefälligem Wandschmuck bestimmte Stoffe liegen noch am Boden. Die Herren und Damen vom Komitee laufen hin und her, ordnen dies und das an, beschäftigen sich emsig mit dem Arrangement bereits fertiger Verkaufsstände. Damen in großer Toilette, Arbeiter in schmierigen Blusen, ordengeschmückte Kavaliere, flinke Kammerzofen und elegante Herrschaftsdiener hasten geschäftig durcheinander.

Anka flößt das bunte Treiben reges Interesse ein. Auch in ihr rührt sich das Begehren, sich nützlich zu machen. Umherspähend sucht sie nach einer Gelegenheit dazu. Da — husch! ist sie hinter einer Gruppe von Blattpflanzen verschwunden. Er ist auch da, kommandiert dort im Nebensaal, giebt Auskunft, bezeichnet die Plätze, an denen dies und das angebracht werden soll.

Heute ist er wieder in seiner Dienstkleidung. Und trotzdem so ganz und gar nicht Diener. Ankas Standesgenossen behandeln ihn auch durchaus nicht als solchen. Sie verkehren beinahe vertraulich mit ihm, namentlich die Damen bestürmen ihn mit Anliegen. Anka errötet. Wie kann man nur — — —

Baroneß Mizi Finkenstein kokettiert ja förmlich mit ihm — das schamlose Ding!

Er hat mehr Takt als das hochgeborene Fräulein, ist ganz eisige, unnahbare Höflichkeit. Nicht mit dem Hauch eines Lächelns beantwortet er ihre Herausforderung.

Auch auf seine Kameraden erstreckt sich sein Einfluß, sie gehorchen ihm nicht wie ihresgleichen, sondern fast noch zuvorkommender als ihren Gebietern. Nicht sie allein, jedermann läßt sich also von seiner nicht abzuleugnenden Ueberlegenheit beeinflussen. Wie sich die in seiner Haltung, in jeder seiner Bewegungen zeigt! Nicht einer von Ankas Standesgenossen vermag es, ihn in den Schatten zu stellen.

Wenn er nur nicht etwa den ganzen Abend dableibt! Denn dann ist es aus mit ihrem Inkognito. Mag es sein! Einmal erfährt er's doch, wer sie ist.

Ein paar Arbeiter verjagen sie aus ihrem Versteck. Sie befestigen Fahnen und duftige Stoffdraperien an der Wand, von der sich dann die Pflanzengruppe doppelt wirksam abheben wird. Und jetzt sieht er sie.

Er kommt nicht zu ihr. Ruhig bleibt er auf seinem Platz; aber in seinen Augen strahlt es leuchtend auf, zärtlich und sehnsüchtig flehend und machtvoll gebietend zugleich, und seinen Mund umspielt ein frohlockendes, glückliches Lächeln. Unweit von Anka steht ihre Großmutter, rings um sie her Bekannte. Und wenn die ganze Welt es sieht und bemerkt, Anka kann nicht anders — auch ihr Blick flammt leuchtend ihm mit hingebender Zärtlichkeit zu.

Und in diesem Moment geschieht etwas Schreckliches.

In Ankas Augen zuckt plötzlich ein greller Schein, gellende Angstrufe werden um sie her ausgestoßen — an der duftigen Wanddekoration dicht neben ihr züngelt eine helle Flamme empor. Alles stiebt auseinander, flieht von der gefährdeten Stelle. Laut nach Wasser schreiend, stürzt einer der Arbeiter davon, der zweite starrt schreckgelähmt in starrer Unbeweglichkeit auf die hochauflodernde Flamme.

Mit einem Satz ist Anka bei ihm. „Zufassen! Herabreißen!" schreit sie ihm zu.

Ihre kleinen, kräftigen Hände fassen furchtlos die herabwallenden Stoffe, reißen sie von der Wand, ballen sie zu Knäueln, pressen diese auf die helllodernden Stellen, ersticken mit ihnen die immer wieder gierig emporlodernden Feuerzungen.

Auch der Arbeiter ist sofort Ankas Beispiel gefolgt. Er reißt und zerrt auch noch das Letzte von der Wand, sich den Rock vom Leib, wirft ihn auf den Brand, erstickt

ihn mit den stampfenden Füßen. Ebenso schnell wie das Schrecknis entstanden, ist es auch wirksam von den beiden entschlossenen Menschen bekämpft worden.

Als die ersten zur Hilfe Herbeieilenden bei ihnen anlangen, ist die Hauptgefahr beseitigt. Keine Flammen mehr, nur noch Funken sprühen empor. Doch auch die sind gefährlich.

„Aufpassen, Fräulein — Sie brennen!“ schreit auf einmal der Arbeiter Auka zu.

Auch jetzt verliert sie nicht eine Sekunde ihre Geistesgegenwart. Fest preßt sie den glimmenden schweren Seidenstoff ihres Kleides zusammen, da wird auch schon ein Teppich über sie geworfen, fest um ihre Gestalt zusammengezogen, und dann heben sie zwei starke Arme empor und tragen sie wie ein Kind aus dem Bereich der Gefahr.

Sie kann nicht sehen, wer sie trägt, aber sie weiß es, an wessen Brust sie ruht. Ein wonniges Gefühl unbedingter Sicherheit erfüllt sie und eine Glückseligkeit, die ihr fast die Brust zersprengt.

Sie überläßt sich widerstandslos diesem berauschenden Empfinden. Sie weiß, vor ihr liegt ein einsames, glückloses Leben, aber den einen seligen Moment, den ihr das Schicksal jetzt beschert, soll ihr kein mattherziges Bedenken rauben. Einmal, dies einzige Mal, will sie einen vollen Zug aus dem Glücksbecher schlürfen.

Behutsam wird sie auf ein Ruhebett gesetzt, dann entfernen helfende Hände vorsichtig die Decke, die sie umhüllt. Ein wohlbekanntes Männergesicht beugt sich zu ihr herab.

„Fühlst du Schmerzen, Liebling — bist du verletzt?“

Sie verneint lächelnd. Seine vertrauliche Anrede durchrieselt sie wie ein warmer Strom — ja, jetzt darf nichts Fremdes, Förmliches zwischen ihnen sein, in dieser Stunde spricht bei ihnen Seele zu Seele.

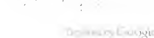
Ihm jedoch genügt ihre stumme Verneinung nicht, er erfaßt ihre Hände, zieht sie empor, überfliegt mit scharfem Spähen ihre Gestalt. Ja, sie ist unversehrt. Dann sieht er mit heißen Augen zu ihr herab. „O Kind, das ist das dritte Mal, daß ich deinetwegen vor Furcht gezittert habe. Zwar hast du durch deine Unerschrockenheit ein Unglück verhütet, aber glaubst du nicht auch, daß du aufhören solltest, mir solche Pein zuzufügen?"

Ein leichtes Beben fliegt durch ihre Glieder. Den ärgsten Schmerz muß sie ihm ja erst noch zufügen.

Das Zittern ihrer Hände wird von ihm falsch gedeutet, und fester umschließt er sie, weil er meint, daß sie ihm entschlüpfen wolle. Mit einem bezwingenden Lächeln blickt er ihr tief in die Augen. „Ich gebe dich nicht wieder frei, mein Liebling; ich will den kleinen, wilden Waldvogel in treue Hut nehmen und in ein warmes und sicheres Nest bergen. Willst du mein eigen sein, Anka?"

Sein eigen — sein eigen! Wieviel bittere, wieviel selige Qual diese Worte für sie umschließen! Vergehend lehnt sie leicht die Stirn an seinen Arm. „Das ist eine Unmöglichkeit," sagt sie leise und traurig. „Ich bin kein Waldvogel, der auf sonniger Halde sein Nest in Blütenzweige bauen darf. In eisiger Höhe horstet die Sippe, der ich zugehöre, so sehr zugehöre, daß ich es nicht ertrüge, wenn Spott und Schmähsucht die Heiligtümer meines Herzens in den Staub zögen. Das aber geschähe, wenn ich dein würde; und darum kann ich dir nie angehören. Meiner Seele sind Adlerfittiche angeboren, ich kann nicht leben unter erniedrigenden und demütigenden Verhältnissen, kann nicht leben mit gebeugtem Haupt."

Ein seltsamer Widerstreit zwischen Trauer und Genugthuung spiegelt sich in seinen Zügen. Er nickt leise mit dem Kopf. „Aus stolzem Geschlecht, dessen Frauen ihre Herzensneigungen ersticken, um —"



„Nein!“ Es ist als ob Ankas Gestalt wüchse, wie heller Kampfruf klingt ihre Stimme. „Die meine wird mir das Teuerste, das Kostbarste sein, solange ich atme!“

Er umfaßt sie, trunken vor Glück. „Du wirst mich nie vergessen?“

„Nie!“

„Mich stets lieben?“

„Stets!“

Rührung beschleicht ihn. Wie tapfer und ehrlich das junge Wesen ein Geständnis ablegt, das ihm die Lippen versengt und flammende Schamröte in das unschuldige Kindergesicht jagt. „Du Reine! Du Holde!“ jauchzt es in ihm.

Aber noch tiefer will er ihr in die Seele blicken. „Und wenn die Deinen dich zwingen, dich zu vermählen?“

Ihr Gesicht ist tiefernst, nur um ihre Lippen huscht der Schatten eines stolzen Lächelns. Groß und ruhig sieht sie ihn an. „Ich werde unvermählt sterben,“ sagt sie einfach.

Und er weiß es, daß diese Worte einen unerschütterlichen Treueschwur enthalten. Er weiß auch, daß er sie quält, aber er bedrängt sie weiter mit dem grausamen Egoismus unersättlicher Liebe.

„Also nicht, weil du dich meiner schämst —?“

„Schämen? Deiner, du Edler, den weinende Armut segnet?“

Er errötet leicht. „Die dich so treu schilderte, daß ich erriet, wessen Füßchen nach mir über steile Treppen emporgeklettert waren.“

Sie halten sich bei den Händen und lachen sich glücklich an.

Da werden ganz in ihrer Nähe Stimmen laut — Stimmen, die Anka kennt. Ein kurzes Zögern — ein plötzlicher mutiger Entschluß, ein stolzes Aufbäumen —



dann lehnt sich Ankas Kopf mit Zärtlichkeit an die Schulter des Mannes, den sie liebt. „Schäme ich mich deiner?“ fragt sie mit einem unbeschreiblichen Blick. Dann heften sich ihre Augen auf die Thür. Sie sollen es wissen,

warum sie die Werbung Bela Hohenheims ebenso wie die jedes anderen nur mit einem Nein beantworten kann. Sie werden sie schmähen, peinigen, aber sie können sie nicht mißachten. Sie bezahlt es ja mit ihrem Lebensglück, daß niemand höhnend lächeln darf, wenn ihr stolzer Name genannt wird.

Armer lieber Onkel Leistingen — wird auch er sie aus seinem Herzen verstoßen, wie's Großmama sicherlich thut?

Er ist der erste, der durch die sich öffnende Thür rasch ins Zimmer eilt — nur wenige Schritte. Dann steht er wie angewurzelt, und sein geistreiches Diplomatengesicht starrt die Gruppe vor ihm mit durchaus nicht geistreicher Verblüffung an. Ein Schwindel wogt durch Ankas Stirn; aber sie löst sich nicht aus dem Arm, der sie mit immer innigerem und festerem Druck umschließt. Hinter Graf Leistingen erscheint die Großmutter und andere Verwandte.

Ankas Augen öffnen sich immer weiter, immer erstaunter — ja sind denn all die ergebenen Sklaven der Etikette, die ihr da gegenüber stehen, blind für das, was sie vor sich sehen? Oder ist ihr Sinn verwirrt, daß sie Freude und glückstrahlende Mienen zu sehen vermeint, wo ihr Zorn und Entrüstung entgegenlodern müssen?

Da kehrt Leben und Bewegung in die hagere Figur der Excellenz zurück, mit weit geöffneten Armen eilt er auf das junge Paar zu.

„Bela — — Satansjunge! Hast du dir richtig den wilden Kibitz eingefangen?“

Bela? Und die Umarmungen und Küsse Onkel Karls, Großmamas und die Glückwünsche der anderen, die auch herangekommen sind — erlebt sie das? Ist es ein Traum?

Weiche bärtige Männerlippen streifen ihr Ohr. „Anka — Geliebte! Kann meine tapfere, stolze Base ihren Vetter Bela ebenso lieb haben wie den Leibjäger des

Kaisers? Wie er Anka Kibitz liebte vom ersten Augenblick an, in dem er sie sah?

„Du bist —?"

„Seine Majestät!" alarmiert plötzlich Baron Waldeck-Schwarzberg seine das Brautpaar umdrängende Sippe. Sofort sind die zärtlichen Onkel und Tanten zur steifen, würdevollen Hofgesellschaft umgewandelt.

„Wo, lieber Legationsrat?" fragt gemessen Excellenz Leistingen nach einem flüchtigen Rundblick.

„Ich sah hier durchs Fenster seinen Wagen und den wehenden Federbusch seines Leibjägers."

Bela zieht Anka zärtlich lächelnd an seine Brust. „Den weißen Federbusch, kleines unwissendes Bräutchen — der der kaiserlichen Adjutanten ist grün, so wie hier der meine. Ich muß dich eindringlich auf diesen Unterschied aufmerksam machen, um künftigen Irrungen vorzubeugen."

Lachender Jubel liegt sonnig auf Ankas Gesicht. „Und du konntest mich in einem Irrtum lassen, der mir so viele Thränen gekostet hat? O du abscheulicher, du lieber — einzig lieber Mann!"

„Dein Mann, Anka? Bleibst du mein eigen?"

„Dein — dein für immer!"





Das Herrschergeschlecht der Hohenzollern.

Geschichtliche Skizze von **R. Kreuzer.**

Mit 18 Illustrationen.

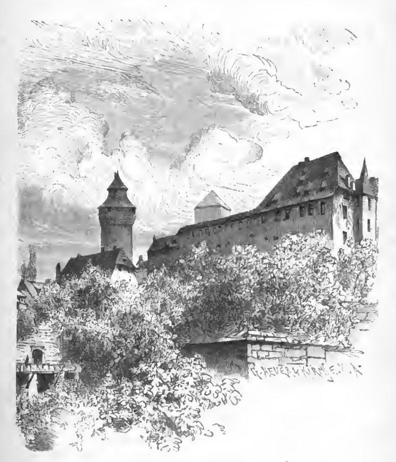
(Nachdruck verboten.)

Aus dem 11. Jahrhundert stammen die ersten geschichtlich verbürgten Nachrichten von den Trägern des Namens Zollern, jenes altberühmten Geschlechts, dem acht Jahrhunderte später die Krone des neuen deutschen Reiches zufallen sollte. Ein schwäbischer Chronist meldet aus dem Jahre 1061 den Tod der Grafen Burkhard und Wecilo (Werner) von Zollern, und in den Urkunden der nächstfolgenden Zeit begegnet man den Namen der Grafen Friedrich und Adalbert von Zollern.

Der Geschlechtsname dieser Herren stammt von dem stolzen Bergkegel, welcher dem Westabhange der Schwäbischen Alb bei Hechingen wie eine Hochwarte, ein hoher „Söller" oder „Zoller" vorgelagert ist. Auf seiner, das ringsum gelegene Land beherrschenden Spitze wurde die feste Zollernburg erbaut. Dort steht noch heute die Stammburg des Geschlechts der Hohenzollern, wenngleich in veränderter Gestalt, da sie nach ihrer Zerstörung im 15. Jahrhundert neu erbaut, während des Dreißigjährigen Krieges befestigt

und von König Friedrich Wilhelm IV. völlig restauriert worden ist.

Graf Friedrich III. (gest. 1201) war im Rat Friedrich

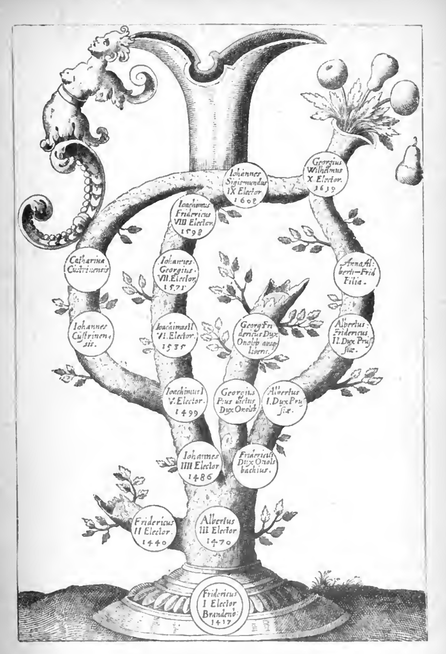


Die Burg von Nürnberg.

Barbarossas, Heinrichs VI. und Philipps von Schwaben höchst angesehen und wurde nach seiner Vermählung mit der Gräfin Sophie von Raabs, der Erbtochter des Burggrafen Konrad II. von Nürnberg, im Jahre 1191 mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt. Diese Würde ist

für die Hohenzollern von der folgenreichsten Bedeutung geworden. Die Nürnberger hatten zwar die Selbstregierung in fast allen Stücken erlangt, allein der Burggraf übte als kaiserlicher Landrichter eine bedeutsame Wirksamkeit aus, da die Kompetenz des Gerichts sich bald über Sachsen, Schwaben, Franken und das Rheinland erstreckte.

Die Reihe der für die deutsche Entwickelung bedeutsamen Zollern eröffnet Burggraf Friedrich VI., dem Kaiser Sigismund die Kurwürde der Mark Brandenburg für sich und seine Nachkommen verlieh. Dadurch ward der Glanz seines Hauses vermehrt und dessen weltgeschichtliche Stellung begründet. Längst haben Riedel und Droysen das Irrige jener Darstellung nachgewiesen, welche das Emporkommen der Zollern in der Kurmark davon herleitet, daß der geldbedürftige Kaiser jenes Land um hunderttausend Goldgulden dem Burggrafen verpfändet habe und dann hinterher nicht mehr im stande gewesen sei, es wieder einzulösen. Dem Kaiser Sigismund, dem die Mark zugefallen war, ließen seine Obliegenheiten als Kaiser von Deutschland und König von Ungarn keine Zeit, sich ihrer nach Gebühr anzunehmen. So kam es, daß die Mark, deren raub- und rauflustiger Adel sich ohne Herrn und Meister sah, in immer tieferen Verfall geriet. Deswegen ernannte der Kaiser seinen getreuen Anhänger und Freund, den Burggrafen Friedrich VI., im Dezember 1411 zu seinem Statthalter in Brandenburg, damit er daselbst Ordnung schaffe. Das kostete aber schwere Mühe und viel Aufwand an Zeit und Geld. Um nun den Burggrafen dagegen zu sichern, daß er nicht etwa im Falle des Ablebens Sigismunds der Früchte seiner Arbeit verloren gehe, wenn vielleicht dessen Nachfolger dem Lande einen anderen Statthalter gab, oder es in eigene Verwaltung nahm, wurden Friedrich jene hunderttausend Gulden auf die Mark verschrieben.



Die Kurfürsten von Hohenzollern.

Der Burggraf löste seine Aufgabe vortrefflich, mit fester Hand bändigte er den aufsässigen Adel, und im März 1414 ward zu Tangermünde ein allgemeiner Landfriede für die ganze Kurmark verkündet, jegliche Selbsthilfe streng untersagt und die Uebung von Recht und Gerechtigkeit anbefohlen. Es war nur ein wohlverdienter Lohn für seine Mühewaltung, wenn der Kaiser nunmehr die Statthalterschaft in den Besitz der Kurwürde umwandelte, womit zugleich jene Verschreibung hinfällig wurde. Die Kurwürde war ja seit dem Reichsgesetz der Goldenen Bulle von 1356 erblich, und eine willkürliche Absetzung Friedrichs somit ausgeschlossen.

In Konstanz fand am 18. April 1417 auf dem oberen Markt die feierliche Belehnung statt. Vor dem Hause „Zu dem hohen Hafen" war eine Tribüne mit dem Throne Sigismunds aufgeschlagen. Nachdem die Mannen des neuen Kurfürsten und anderer Fürstlichkeiten zu Roß einen Umzug durch die Stadt gehalten hatten, holten sie Friedrich aus seiner Wohnung ab und geleiteten ihn zum Markte. Zuerst bestieg Sigismund die Tribüne, von hohen Geistlichen und seinem Kanzler, der die Belehnungsurkunde in der Hand hielt, begleitet. Dann begaben sich die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen mit Scepter, Reichsapfel und Schwert hinauf, sich neben dem Kaiser aufstellend. Nun erst stieg Friedrich hinauf, von zwei Bannerträgern begleitet Oben knieten alle drei nieder, während der Kanzler aus der Belehnungsurkunde die kurfürstlichen Pflichten aufzählte. Dann begann Sigismund: „Herr Kurfürst des heiligen römischen Reiches, lieber Oheim! Wollt Ihr das beschwören?" Friedrich antwortete bejahend und leistete den Eid. Hierauf überreichte ihm Sigismund das Banner der Mark Brandenburg und der Burg Nürnberg, ferner Scepter und Reichsapfel zum Zeichen der Belehnung. Auf S. 109 finden unsere Leser ein altes

Bildnis des Fürsten wiedergegeben, der am 20. September 1440 auf der Kadolzburg starb und im Kloster

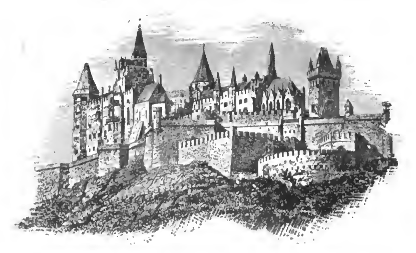


Friedrich, der erste Kurfürst von Brandenburg.

Heilsbronn beigesetzt wurde. Das Reich verlor in ihm einen seiner bedeutendsten Staatsmänner, den in gleicher Weise politische Einsicht wie diplomatische Gewandtheit

auszeichnete. Auch als Feldherr hatte er sich tapfer und entschlossen gezeigt.

Eine Reihe hohenzollerischer Kurfürsten von Brandenburg folgten auf Friedrich I., von denen manche ein dauerndes Andenken hinterlassen haben. Johann Siegmund (1608—1619), der mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, vermählt war, wurde 1618 Herzog von Preußen. Seine Ansprüche auf die ganze jülich-klevische Erbschaft, welche seine Gemahlin



Die restaurierte Burg Hohenzollern.

von ihrer Mutter Maria Eleonore, der ältesten Schwester des 1609 kinderlos verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, überkommen hatte, vermochte er nicht durchzusetzen, sondern mußte sich 1614 mit Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein begnügen. Dennoch bereiteten die Gebietserweiterungen unter Johann Siegmund die Periode glänzendster Machtentfaltung für Brandenburg vor, zuvor sollte dieses indessen unter Georg Wilhelm (1619—1640) noch eine Zeit der äußersten Schwäche durchmachen.

Diesem Regenten fehlte es ebenso an Einsicht wie an thatkräftiger Entschlossenheit. Weder vermochte er seine rheinischen Besitzungen zu behaupten, noch seine Ansprüche auf Pommern durchzusetzen, das nach alten Erbverträgen 1637 nach dem Aussterben der dortigen Herzogsfamilie an Brandenburg hätte fallen müssen. Ratlos schwankte er während des Dreißigjährigen Krieges zwischen den Parteien. Schwedische und kaiserliche Truppen durchzogen abwechselnd das unglückliche Land, sogen es aus und zwangen dem Kurfürsten ihre Bundesgenossenschaft auf.

Brandenburg befand sich in traurigster Lage, als er



Das alte Schloß in Tangermünde.

am 1. Dezember 1640 starb, die politischen Verhältnisse waren äußerst unsicher und verworren, und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm (1640—1688), mußte, wie Droysen treffend bemerkt, „sozusagen mit nichts" beginnen. Er zählte erst einundzwanzig Jahre, als er zur Regierung gelangte, war aber trotzdem bereits geistig gereift, und sein Verwandter, Prinz Heinrich von Oranien, der ihn aus der Nähe beobachtet hatte, sagte von ihm vorher, er sei zu Großem fähig, weil er sich selbst zu besiegen verstehe. Es gelang ihm, sich in den sicheren Besitz seiner Lande zu setzen, sie durch neue Erwerbungen zu vermehren und die Vereinigung der einzelnen Landesteile zu einem einheitlichen Ganzen anzubahnen.

In Ostpreußen erlangte Friedrich Wilhelm die polnische Belehnung, wenngleich unter schweren Bedingungen, und in Brandenburg schuf er sich ein zuverlässiges Heer. Wohl mußte er im Westfälischen Frieden den Schweden Vorpommern mit Stettin gegen das weniger wertvolle Hinterpommern mit Kolberg überlassen. Indem er aber



Kurfürst Georg Wilhelm.

mit Kamin, Minden, Halberstadt und Magdeburg entschädigt wurde, wuchs die Hohenzollernmacht immer tiefer nach Deutschland hinein und verketteten sich die brandenburgischen und deutschen Interessen immer inniger. Als Schweden und Polen in Streit gerieten, benutzte Friedrich Wilhelm die Gelegenheit, um die noch auf Ostpreußen lastende Lehnspflicht abzustreifen. Die Polen erlagen in der dreitägigen Schlacht vor Warschau (28. bis 30. Juli 1656); der Brandenburger vertrieb aber den linken feindlichen Flügel aus seiner starken Stellung und verbreitete



Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin.

den Ruhm seiner Waffen über Europa. Bei Fehrbellin (28. Juni 1675) überwältigte er die mit Ludwig XIV. verbündeten und beinahe doppelt so starken Schweden. Ein gleich hernach entstandenes Volkslied feierte ihn als den „Großen Kurfürsten", unter welchem Namen er in der



König Friedrich I.

Geschichte fortlebt. Auf der Langen- oder Kurfürstenbrücke hinter dem Berliner Königsschloß erhebt sich Andreas Schlüters herrliches, in Erz gegossenes Reiterbildnis dieses Herrschers, der auch im Innern Großes geleistet hat und sogar 1682 an der afrikanischen Goldküste und am Senegal brandenburgische Ansiedelungen zu gründen unternahm. Dieser Versuch ist am Ende freilich gescheitert, bleibt je-

doch als erster Anlauf zu einem deutschen Kolonialsystem für alle Zeiten bedeutsam.

Seit dem Großen Kurfürsten geht die Geschichte Brandenburgs in der des preußischen Staates auf, dessen Kern die brandenburgischen Lande trotz der Veränderung des



Königin Sophie Charlotte.

Namens immer gebildet haben. Friedrich Wilhelms Sohn und Nachfolger, Friedrich III. (1688—1713), setzte sich als Friedrich I. am 18. Januar 1701 die preußische Königskrone aufs Haupt. Am Tage vorher stiftete er den Schwarzen Adlerorden, der bis heute die höchste Ordensauszeichnung des preußischen Staates geblieben ist. Er besteht aus einer einzigen Ordensklasse und verleiht den Erbadel; seine Ritter haben Generallieutenantsrang. Das

Ordenszeichen ist ein blaues, achtspitziges Kreuz mit Adlern in den Winkeln und der Namenschiffre F. R. im goldenen Schild; es wird an einem orangefarbigen Band über die linke Schulter getragen. Dazu gehört auf der Brust ein silberner achtspitziger Stern mit schwarzem Adler in orangefarbenem Feld. Die Kette besteht aus Adlern mit Donnerkeilen und vierfach gekröntem Namenszug, umschlungen von blauem Band und der Devise im Schild. Bei Festen bildet ein roter Sammetmantel die Ordenstracht.

Von dem Großen Kurfürsten war der erste Hohenzoller, welcher die Königskrone trug, körperlich wie geistig



Kette zum Schwarzen Adlerorden.

sehr verschieden. Während jener ein stattlicher Mann gewesen war, besaß Friedrich einen schwächlichen, unansehnlichen Körper mit verwachsenem Rückgrat. Es fehlte ihm nicht an Einsicht wie an Bildung, und den Sinn für letztere bethätigte er durch mancherlei Maßnahmen. Leibniz, der größte Gelehrte der damaligen Zeit und der Freund seiner Gemahlin Sophie Charlotte, der „philosophischen Königin", fand an seinem Hofe die ausgezeichnetste Aufnahme und ward der erste Präsident der in Berlin gestifteten Akademie der Wissenschaften. Aber Friedrichs Sinn war doch wesentlich auf das Aeußere gerichtet, auf den glänzenden Schein. Sein Vorbild war

Ludwig XIV., und um dessen Prunk nachzuahmen, wurde alles aufgeboten und das Volk mit Steuern gedrückt.

Um so schlichter und einfacher war sein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), dem alles französische Wesen verhaßt war. Der rauhe, derbe „Soldatenkönig" verachtete die Künste und Wissenschaften und gab nur etwas auf Ackerbau und Kriegswesen. Seine einzige Erholung suchte und fand er in dem berühmten Tabakskollegium, in dem er sich bei einem Kruge Bier und einer Pfeife Tabak mit den Mitgliedern jener Gesellschaft, die vorwiegend aus Militärs bestand, über Gegenstände unterhielt, die ihn interessierten. Sehr ernst nahm es der König mit seinen Regentenpflichten, und sein großer Sohn, der in seiner Jugend so schwer unter des Vaters despotischem Wesen und seiner schroffen Eigenart leiden mußte, hat ihm bezeugt: „Seiner arbeitsvollen und weisen Regierung verdankt das Haus Preußen seine Größe."



Der Schwarze Adlerorden.

Friedrich Wilhelm I. schuf ein fleißiges, energisches und sparsames Beamtentum für seinen Staat und erwarb sich besondere Verdienste um die Volksschule, wie er 1717

auch den Schulzwang einführte. Das Heer aber lag ihm vor allem am Herzen; mit Hilfe des „alten Dessauers“, des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, brachte er es auf einen hohen Grad der Tüchtigkeit, und bei seinem Ableben zählte es 83,000 Mann. Bekannt ist die Liebhaberei des Königs für die „langen Kerle“. Den Schweden entriß er Vorpommern samt Stettin wieder, so daß ihnen nur noch Neupommern mit Stralsund und Rügen verblieben. Getreulich hatte Friedrich Wilhelm I. immer zum Kaiser gehalten, als er indessen von dieser Seite nur Undank erntete, da sagte er voraus, daß nach seinem Tode „das Haus Preußen Oesterreich abandonnieren und eine andere Partei nehmen werde“.



König Friedrich Wilhelm I.

Das ging bekanntlich in Erfüllung unter seinem Sohne Friedrich II. oder dem Großen (1740—1786), dessen Persönlichkeit und Thaten zu schildern überflüssig erscheint. Er vermehrte Preußens Besitz durch Schlesien, Ostfriesland und Westpreußen und errang dadurch seinem Staate die Stellung einer Großmacht. Dem Grundsatz, daß die Völker nicht um der Fürsten willen da sind, sondern die

Fürsten der Völker wegen, hat er eine breite Bahn gebrochen und es als die Pflicht eines Regenten bezeichnet, der erste Diener des Staatswesens zu sein.

Was der große König mit so viel Mühe und geistiger Kraft geschaffen, das drohte unter seinem Nachfolger, dem Sohn seines Bruders August Wilhelm, Friedrich Wilhelm II. (1786 — 1797), wieder zu zerfallen. Obwohl nicht ohne Begabung und ohne Gutherzigkeit, besaß dieser Monarch leider weder Charakterstärke noch Selbständigkeit und Energie. Er ließ sich von unwürdigen Günstlingen leiten und verfiel in der inneren wie äußeren Politik in Schwankungen und offenbare Fehler. Bei seinem Hinscheiden waren die preußischen Finanzen gänzlich zerrüttet; die Verwaltung zeigte nicht mehr die alte Spannkraft, die Armee verfiel, und das Volk wurde von drückenden Steuern geplagt.



König Friedrich Wilhelm II.

Unter den Folgen dieser Mißwirtschaft hatte sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) bald schwer zu leiden, und die Schicksale, welche Preußen

unter diesem Hohenzollern durchmachen mußte, sind im höchsten Grade wechselvoll gewesen. Bei Jena 1806 durch Napoleon I. besiegt, bei Tilsit 1807 der Hälfte seiner Staaten beraubt, konnte der König nach der mutvollen Erhebung seines Volkes gegen die fremden Bedrücker 1814 und 1815 zweimal als Sieger in Paris einziehen. So hat er das tiefste Unglück erlebt, um dann das hohe Glück zu genießen, den wiederaufgerichteten Staat gefestigt seinem Nachfolger hinterlassen zu dürfen. Bei der Neugestaltung Europas nach den napoleonischen Kriegen fielen 1815 Preußens polnische Besitzungen meist an Rußland; ihm ward dafür in Sachsen, am Rhein und in Westfalen eine rein deutsche Entschädigung zu teil, die über seine Zukunft entschied. Es mußte sich nun mit dem übrigen Deutschland zu einem Ganzen verschmelzen.



König Friedrich Wilhelm III.

Friedrich Wilhelm III., dem die ideale Gestalt der Königin Luise (gest. 19. Juli 1810) in der schwersten Zeit seines Lebens tröstend und erhebend zur Seite stand, wird von Heinrich v. Treitschke zutreffend charakterisiert als

„ernst und pflichtgetreu, fromm und rechtschaffen, gerecht und wahrhaft, in Art und Unart ein deutscher Mann. Er besaß alle Tugenden, die den guten und reinen Menschen bilden; seinem tiefen Gemüte war es ein Bedürfnis, von seinen Unterthanen geliebt zu werden. Sein Geist umspannte nur ein enges Gebiet; doch über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis fielen, urteilte er klar und



Königin Luise.

richtig, nach tiefer, gründlicher Erwägung, und bewahrte immer ein angeborenes glückliches Verständnis für die Mächte der Wirklichkeit. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Thatkraft. Es ward sein Verhängnis, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbstgefühl unter die Menschen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, selbst das Reden in größerem Kreise fiel ihm lästig; in barschen, abgerissenen Sätzen sprach er dann sein verständiges Urteil, seine zarte Em-

pfindung aus; das gedrückte, verlegene Wesen ließ die hohe, ritterliche Gestalt mit den schönen, treuen blauen Augen nicht zur rechten Geltung kommen." Die Einfachheit des Königs im Privatleben und seine Herzensgüte, wie die Erinnerung an seine Leiden und Thaten in der schwersten Zeit des Vaterlandes machten, daß das Volk bei seinen Lebzeiten seine Ungeduld bezüglich der nicht erfüllten Verheißung vom 22. Mai 1815, die ihm als Lohn für seine großen Opfer in den Befreiungskriegen eine freisinnige Verfassung mit Volksvertretung zugesagt hatte, bezwang und sich mit der Hoffnung auf den Nachfolger vertröstete.



König Friedrich Wilhelm IV.

Nicht nur Preußen, sondern auch Deutschland erhoffte von seinem ältesten Sohne, der am 7. Juni 1840 als Friedrich Wilhelm IV. den Thron der Hohenzollern bestieg, die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche. Diesem hochbegabten, romantisch veranlagten Fürsten, der für die „christlich-germanische" Vorzeit schwärmte und von übertriebenen Vorstellungen seiner königlichen Machtvollkommenheit beherrscht wurde, war es nicht beschieden, sich in der Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts zurechtzufinden und er-

folgreich am Werke der Neuzeit mitzuschaffen. Sein Widerstand gegen den Erlaß einer Verfassung wurde durch die stürmischen Ereignisse von 1848 gebrochen, und Preußen trat in die Reihe der konstitutionellen Staaten ein. Die

Der Heidenturm der Burg in Nürnberg.

ihm vom Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone aber lehnte Friedrich Wilhelm IV. als ein Geschenk der verhaßten Revolution ab.

Geistesumnachtet starb der unglückliche Monarch am 2. Januar 1861 in Sanssouci, und nun bestieg sein



Bruder Wilhelm I., der das Staatsruder schon seit der Erkrankung des Königs geleitet hatte, den Thron. Mit vierundsechzig Jahren schien er der Grenze des menschlichen Daseins bereits nahe zu stehen, allein erst jetzt sollte für ihn die Zeit welthistorischen Schaffens beginnen. An demselben Tage, an welchem einst der Sohn des Großen



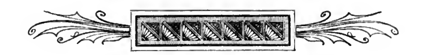
Der Luginsland mit einem Stück der Burgmauer und des Grabens.

Kurfürsten sich mit der Königskrone geschmückt hatte, vereinigte der siebente König Preußens 1871 als Kaiser alle deutschen Lande zu einem mächtigen Reich.

Und nun, da wir den Hohenzollern bis hierhin das Geleite gegeben haben, werfen wir zum Schluß noch einmal einen Blick auf die Burg in Nürnberg mit ihren Türmen und Zinnen, genannt das „Reichsschloß auf der Vesten", welche im Norden die altberühmte Pegnitzstadt

auf hohem Standsteinfelsen überragt. Man hält Konrad II., den ersten deutschen Kaiser aus dem Hause der Salier, für den Gründer und Friedrich Barbarossa für den Erweiterer der Burg, die 1105 ausbrannte, aber bald wiederhergestellt wurde. Zu ihren ältesten, noch vorhandenen Teilen gehört der über der St. Margaretenkapelle aufragende Heidenturm. Bis auf die Zeit Maximilians I. blieb die Burg ein Lieblingssitz der deutschen Kaiser, allein auch die hohenzollerischen Burggrafen besaßen als Hüter dieser Feste dort oben einen kleinen Hof und eine Wohnung. Sie hatten zuerst nur eine „Burghut", einen Turm bei dem Westner Thore inne, weilten aber meist auf ihrem Jagdhause „im Grunde" vor der damaligen Stadt, dem späteren „Schlößlein" am Eck der nachmaligen Engelhardsgasse hinter dem Bräuhause. 1367 erst errichteten sich die hohenzollerischen Burggrafen neben der kaiserlichen Feste droben ein besonderes „Haus", wie man dazumal ein Schloß nannte. Es lag zwischen dem fünfeckigen Turm und dem runden, 1367 erbauten Luginsland, der hohen Warte der Kaiserburg, und es gehörte auch ein geräumiger Wildpark dazu.

Von diesem Burggrafenhause ist jedoch heute kein Stein mehr vorhanden. Bei einer Fehde ging es 1420 in Flammen auf, und im Jahre 1494 wurden auch die letzten rauchgeschwärzten Trümmer beseitigt. An ihrer Stelle wurde sodann die heute noch vorhandene Kaiserstallung aufgeführt. Sie bezeichnet also die Stätte, wo sich einst die Burggrafenwohnung erhob, in der die Ahnen des preußischen Königs- und des jetzigen deutschen Kaiserhauses, die Burggrafen von Zollern, gewohnt hatten.



Die Blinde von Amalfi.

Novelle von Woldemar Urban.

1.

Mit leuchtender Farbenpracht ging der heiße Tag zur Rüste. Die ganze herrliche Felsküste des Golfes von Salerno mit ihren trümmerübersäten Gestaden, ihren hohen, romantisch ausgezackten, schroff in das Meer abstürzenden Bergen, mit den malerisch am Fels hingelagerten Oertchen und Städtchen flammte noch einmal im rotglühenden Abendschein der untergehenden Sonne auf. Seit Monaten war kein Regen gefallen. Kein Wölkchen, nicht der Schatten eines Dunstes war an dem gewaltigen Gewölbe des Himmels zu sehen, und in der dünnen, klaren Luft des Südens erschienen die weißen Häuserchen der Küstenstädtchen, die mächtigen blaugrünen Agaven und die spärlichen Oliven- und Weingärten, die mit sattem Rotbraun überhauchten Felsen, das im wundervollen Tiefblau wogende Meer in jener durchsichtigen Schärfe, die das Auge des Nordländers, das an die Nebelfarben der Heimat gewöhnt ist, für Lüge hält, wenn sie der Maler naturgetreu auf der Leinwand wiedergiebt — ein gewaltiges, hinreißend schönes Gemälde, gemalt von der allmächtigen Hand des Ewigen.

Auf der großen, hundertstufigen Treppe, die zur Kathedrale von Amalfi emporführt, saß Donna Beata Masuri, eine noch nicht ganz fünfzigjährige Matrone. Sie sah nichts von all der Pracht. Ihre Augen waren erloschen, schon seit einer langen Reihe von Jahren. Für sie war immer Nacht, ja, schlimmer als Nacht, denn es giebt keine Nacht so tief und schwarz, daß nicht wenigstens ein Stern, ein Schein in dem gesunden Menschenauge widerleuchtete. Für Donna Beata aber leuchtete nichts, ihre Augen spiegelten nichts wider, und wenn die Farben ihrer südlichen Heimat noch tausendmal leuchtender und schärfer gewesen wären.

Zu ihrem größeren Unglück war das nicht immer so gewesen. Blind geboren sein ist wohl ein hartes, aber erträgliches Schicksal, denn der Mensch vermißt nichts, was er nicht kennt; aber Donna Beata war blind geworden, allerdings vor mehr als fünfundzwanzig Jahren. Immerhin lebte aber in ihrer Erinnerung noch die Pracht des Tages, der stille, milde Sternenzauber der Nacht, die Schönheit der menschlichen Züge. Das Grün der Bäume, das Blau des Meeres, sein wohlthuendes, alles umfassendes, ungeheures Rund waren ihr wie verklungene Accorde, Leute, die schon längst alt und grau geworden waren, lebten in ihrem Gedächtnis als Kinder fort, sie selbst kannte sich ihrem Aeußeren nach nur als junge, schöne Frau, auf die ihr Mann stolz war, um die ihn viele beneideten. Als die heimtückische Krankheit, die sie binnen wenigen Tagen des Lichtes beider Augen vollständig beraubt, über sie hereingebrochen war, hatte sich ein dichter schwarzer Schleier vor ihr herniedergesenkt, der ihr die Welt und ihre Herrlichkeiten unwiederbringlich verhüllte.

Ihr Mann war dann gestorben und hatte sie mit ihrem Sohne Giorgio allein in der Welt gelassen. Sie war nicht arm. Masuri hatte ihr einen Kalkofen hinterlassen,

der, mit ausgedehnten Gerechtsamen zum Bruch der Kalksteine ausgestattet, jetzt von ihrem Sohn betrieben wurde und ihr reichliches Auskommen gewährte. Sie galt sogar in Amalfi, unter dem armen Fischer- und Bettlervolk, für reich, weil sie von Zeit zu Zeit, wenn da oder dort die Not einmal härter als gewöhnlich in eine befreundete oder bekannte Familie einbrach, mit Kleinigkeiten beisprang.

Man hätte doch nun meinen sollen, daß diese Hilfsbereitschaft einen günstigen Eindruck auf die Bevölkerung machen müsse. Das war aber sonderbarerweise nicht der Fall, und wenn die arme Blinde, die toten Augen wie suchend zum Himmel gerichtet, den Kopf wie lauschend nach der Seite gebogen, mit dem langen Stab, den sie in der knöchernen Hand trug, vorsichtig tastend, auf die Steine pochend, die elenden Gassen nach dem Strand hinabging, so konnte man im Gegenteil bemerken, wie ihr alles scheu und abergläubisch aus dem Wege ging. Die Kinder, die auf der Straße spielten, flohen beim Anblick der langen, grauen, traurigen Gestalt entsetzt auseinander, die Mütter, die mit ihren Säuglingen vor den Hausthüren saßen, verdeckten diesen die Augen, damit sie die Blinde nicht sehen sollten, und selbst die Männer wichen verlegen und still zur Seite, als ob sie fürchteten, daß ihnen die Begegnung Unglück bringen könne.

Mit dem außerordentlich feinen Gehör, das sich wie bei allen Blinden als Ersatz des Auges auch bei Donna Beata ausgebildet hatte, vernahm sie sogar, wie sie verstohlen und hinter ihrem Rücken mit dem Ausdruck „la maledetta“ *) bezeichnet wurde, als ob das Unglück, das über sie hereingebrochen, eine Strafe für begangene Verbrechen sei. Im Anfang, als ihr diese Bezeichnung etwas

*) Die Verfluchte.

Neues war, übermannte sie dann im Bewußtsein ihrer Unschuld wohl manchmal der Zorn, und wenn sie sie hörte, widerhallten die stillen Gassen Amalfis von ihren wilden, leidenschaftlichen Klagen und zornigen Flüchen. Aber nur im Anfang. Dann trug sie auch diese Prüfung mit der Duldung und wehmütigen Ergebenheit, die das Unglück dem Menschen als Entschädigung giebt. Vielleicht wurde ihr schließlich auch gleichgültig, was man von ihr sagte und dachte, oder sie fand es unnütz, gegen Dummheit und Vorurteil anzukämpfen — genug, schon seit Jahren war die laute, etwas schrille Stimme Donna Beatas in den Gassen Amalfis nicht mehr gehört worden, die „Maledetta" blieb ungestraft und ungerügt auf ihr sitzen, so daß die kleinen, heranwachsenden Einwohner sie schon gar nicht mehr anders kannten als unter dieser Bezeichnung.

Die Sonne war untergegangen. Donna Beata merkte es an dem beginnenden Ave-Maria-Läuten. Als die letzten Klänge der Glocken zitternd und lang nachhallend verklungen waren, stand sie auf, pochte mit ihrem Stab vor sich auf die Steine, um sich zu überzeugen, daß sie auf dem Fleck stand, von wo aus sie ihre tägliche Wanderung unternahm, und ging dann hochaufgerichtet, das Antlitz dem Himmel zugewandt, tastend mit ihrem Stab langsam zum Meeresstrand hinab.

Ohne Zweifel hatte ihre Erscheinung für harmlos naive Gemüter etwas Unheimliches, etwas Gespensterhaftes und verbreitete unwillkürlich ein heimliches Grauen auch bei solchen, welche nicht in dem Aberglauben der großen Masse befangen waren. So wie Beata war und nicht anders, stellte sich ihre leicht erregte Phantasie eine Verfluchte des Himmels vor. Sie sah so aus! Ob sie es war oder nicht, darum kümmerten sich die Leute nicht.

Unten an der Straße angekommen, die von Amalfi

sich unvergleichlich malerisch an der zerklüfteten Felsküste hinwindet und die Küstenstädtchen Prajano, Positano, Atrani, Majori, Salerno untereinander verbindet, setzte sich Donna Beata auf die niedrige Tuffmauer, die die Straße gegen die andrängenden Meereswogen schützt, und lauschte aufmerksam in die Ferne, als ob sie etwas erwarte. Kinder, die im Meeressand herumspielten, und Fischer, die ihre Netze flickten, zogen sich bekreuzigend und leise murmelnd etwas zurück von dem Ort, wo sie heute wie alle Tage saß. Donna Beata hörte außerordentlich scharf und nahm genau wahr, was um sie herum vorging, aber kein Wort wurde laut, nur ein halb verächtliches, halb befriedigtes Lächeln umspielte ihre dünnen, schmalen Lippen. Sie fühlte sich nicht mehr verletzt, sondern war eher befriedigt, wenn man sich vor ihr in respektvolle Ferne zurückzog, denn dann konnte sie um so besser und genauer wahrnehmen, ob sich noch immer nicht der zweirädrige Wagen ihres Sohnes, auf den sie hier alltäglich wartete, auf der Straße nähere.

Lange Zeit war nichts zu hören als das eintönige, ewige Rauschen der Meereswellen, die an dem Strand der kleinen Marina von Amalfi behaglich spielend auf und nieder huschten wie überirdische, nicht an Zeit und Raum gebundene Wesen. Unbeweglich, mit gespanntem Gesichtsausdruck hörte die Blinde dieser einschläfernden und doch so mächtig anregenden Urweltsmusik zu. Wohl kamen dann und wann Wagen die Straße entlang gefahren, aber Donna Beata unterschied sofort, daß es noch nicht der ihres Sohnes Giorgio sei. Sie wußte sogar, ob in den Wagen Fremde oder Einheimische ankamen, ob sie in Amalfi blieben oder weiterfuhren, wieviel es waren, wenn sie ausstiegen, wohin sie gingen. Sie hörte es an tausend kleinen Anzeichen heraus, obgleich sie sich gar nicht dafür interessierte.

Plötzlich erhob sie sich und ging einige Schritte auf der Straße in der Richtung nach Atrani entlang. Sie hatte den Wagen ihres Sohnes von ferne gehört, obgleich er noch nicht zu sehen war. Erst mehrere Minuten später sah man einen zweirädrigen sogenannten Vetturino, einen Wagen, der von einem flinken Esel gezogen wurde, wie ihn die Eingeborenen jener Gegend benutzen. Auf dem Vetturino saß ein junger, robuster Mann von etwa sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren. Er hatte ein frisches, etwas übermütiges, aber hübsches Gesicht mit blitzenden dunklen Augen, prächtigen weißen Zähnen, die unter einem schwarzen Schnurrbart hervorleuchteten, eine gedrungene, kräftige Gestalt, der eine seltene Gutmütigkeit und Herzlichkeit aus den Zügen lachte.

Das war Giorgio Masuri, der Sohn der blinden Donna Beata. Vielleicht war er momentan auch so freundlich angeregt, weil neben ihm auf dem Wagen ein noch blutjunges Mädchen von wohl kaum siebzehn oder achtzehn Jahren saß, ein herziges, etwas zartes Ding, mit dem blaßbräunlichen Teint und der sammetartigen Haut, den zierlich runden Gliedern und kleinen Händchen und Füßchen, wie man sie in Unteritalien so häufig trifft.

Offenbar unterhielten sich die beiden auf ihrem ewig wackelnden und stoßenden Sitz sehr gut, denn auch die Augen des jungen Mädchens leuchteten und funkelten vor Aufregung, ihre Wangen waren leicht gerötet, und bei jedem Stoß, der sie in jedenfalls nicht unliebsame Berührung mit ihrem Fahrgenossen brachte, kreischte sie laut lachend auf und hielt sich mit den kleinen, kurzfingerigen Händchen fest, bald am Wagen selbst, bald an dessen Führer.

Nur als plötzlich die hohe, hagere, unheimliche Gestalt Donna Beatas auf der Straße vor ihnen erschien, wurde das junge lustige Ding ernst und sagte rasch zu ihrem

Begleiter: „Da ist sie, Giorgio, halte an. Laß mich absteigen, ehe wir zu nahe sind."

„Weshalb? Hast du Furcht?"

„Nein," sagte sie zögernd. Dann setzte sie rasch hinzu: „Laß mich absteigen. Ich fahre ja doch nicht mit bis zur Marina. Ich bin ja zu Hause."

„Du sollst sie begrüßen, Concetta —"

„Ich — —"

„Oder ist sie für dich auch die „Maledetta" wie für die anderen dummen Leute?"

„Aber Giorgio! Wie kannst du so etwas sagen! Ich —"

„So sollst du sie begrüßen, Concetta, ihr die Hand geben und ein Wort zu ihr sagen. Du wirst dann am besten sehen, welch albernes Geschwätz die Leute über meine Mutter machen, wenn sie sie wie ein Gespenst darstellen."

Das junge Mädchen machte eine Bewegung, um ihm in die Zügel zu fallen und das Gefährt zum Stehen zu bringen.

„Ich muß nach Hause," rief sie verlegen.

Sie hätte gern eine Begegnung mit der Blinden vermieden. Eine geheime Scheu, als ob ihr daraus Unglück entstehen müßte, hielt sie zurück, ohne daß sie sich doch davon etwas merken lassen wollte.

„Du kommst zeitig genug nach Hause," erwiderte Giorgio. „Warum willst du nicht mit meiner Mutter sprechen? Einmal muß es ja doch geschehen, früher oder später. Wenn wir uns heiraten, Concetta — —"

„O, so weit sind wir noch nicht," warf sie hastig ein.

„Natürlich sind wir so weit," entgegnete er hartnäckig. „Alle Leute wundern sich, daß wir nicht schon viel weiter sind. Ich wüßte nicht, auf was oder wen wir noch warten sollten. Etwa auf den Francesco?"

„Wie du nur sprichst, Giorgio!" sagte sie errötend.

Er lachte etwas verächtlich. „Ich soll es wohl nicht sehen, wie er um dich her scherwenzelt?“ fragte er dann hitzig. „Er soll sich nur in acht nehmen. Und wenn er zehnmal dein Vetter ist, ich will ihm schon — — Brrr — eh!“ unterbrach er sich selbst und hielt seinen Esel an, „willst du wohl stehen, verwünschtes Vieh! — Guten Tag, Mutter, da bin ich. Wie geht's? Hast du lange gewartet?“

Der Wagen hielt jetzt vor der Blinden, die sich, vorsichtig um das Tier herumgehend, ihrem Sohn näherte.

„Wer ist bei dir, Giorgio?“ fragte sie mit ihrer sonderbaren monotonen Stimme, die halb singend, aber ohne die geringste Tonschwankung, klang.

„Concetta, Mutter, die kleine Concetta Melito. Du kennst sie doch? — Gieb meiner Mutter die Hand, Concetta.“

Das Mädchen, das nun eingesehen haben mochte, daß sie nicht um die Begegnung herumkommen konnte, stieg vom Wagen herunter, trat schüchtern auf die Blinde zu und küßte ihr die Hand.

„Concetta?“ fragte diese und befühlte sie in ihrer eigentümlichen Art, indem sie ihr mit der Hand über den Scheitel, die Haare und die Wangen fuhr. „Die kleine Concetta vom jungen Segelmacher Melito?“

„Eh, Mutter, der junge Melito, den du noch kennst, ist nun auch schon ein alter Mann,“ ergänzte der Sohn lachend.

„Ja, ja, mag sein. Ich besinne mich wohl auf ihn. Du bist auch schon groß, Concetta, aber dein Haar ist weich und schön und deine Haut ist zart. Wie alt?“

„Ich werde im Dezember achtzehn Jahre, Donna Beata.“

„Achtzehn! Du lieber Himmel droben, achtzehn Jahre!“ murmelte die Blinde mehr für sich als für die anderen.

„Nun, die Madonna segne dich, Concetta. Du bist ein gutes Mädchen, ich weiß es wohl."

„Die Beste und die Schönste von Amalfi, Mutter!" rief Giorgio übermütig und laut, als ob seine Mutter nicht nur blind, sondern auch taub gewesen wäre.

„Sei still, Giorgio, was hast du zu schreien?"

„O, ich möchte es in alle Welt hinausrufen, daß Concetta die Beste und Schönste von allen ist. Und zum Frühjahr, Mutter, machen wir miteinander Hochzeit. Nicht wahr, Concetta?"

„Das ist noch lange hin," meinte das Mädchen schlicht.

Die Blinde aber setzte eintönig mit ihrer seltsamen, geisterhaften Stimme hinzu: „Wenn Gott will, wenn Gott will, Giorgio."

Dann nahm sie von Concetta Abschied, stieg mit ihrem Sohn in den Wagen und fuhr mit ihm heim, nach der oberen Stadt, wo sie ein kleines, für eine Familie eben ausreichendes Häuschen besaß.

2.

Concetta sah dem kleinen Vetturino einige Minuten nach. Es war ihr so sonderbar und wunderlich zu Mute. Wie die Hand der Blinden langsam über ihren Scheitel und über ihr Gesicht gefahren war, meinte sie zunächst, es müsse ihr nun ein recht fürchterliches Unglück widerfahren, und war fast überrascht, als durchaus nichts geschah, was auch nur im entferntesten so aussah. Es war ihr gewesen, als wenn ein kalter Schleier über ihren Kopf gelegt worden wäre, als die Hand Donna Beatas darüber wegfuhr. So etwa mußte es sein, stellte sie sich vor, wenn jemand verhext wurde. Dann aber fühlte sie sich durchaus nicht verhext. Sie war wie immer und kam sogar auf die Idee, daß Donna Beata doch wohl am Ende auch eine Frau sei wie jede andere, man müsse sich

nur an ihr etwas eigentümliches Aeußere gewöhnen und vertrauter mit ihr werden. Konnte sie nicht auch ein ganz gutes Herz und Gemüt haben? fragte sie sich sinnend und wollte sich eben umwenden, um nach Hause zu gehen.

Sie wohnte in einem der kleinen Häuser, die oberhalb der Straße stehen, wo diese sich, im Bogen um den vorspringenden Felsen biegend, nach Süden, nach Atrani zu wendet, nicht weit von einem alten Kloster, das indessen in neuerer Zeit in eine Fremdenpension umgewandelt worden ist.

Gerade in dem Augenblick, als sich Concetta wendete, um dorthin zu gehen, hörte sie, wie jemand neben ihr sagte: „Du solltest dich schämen, Concetta!"

Erstaunt über diese unvermutete und unverdiente Anrede drehte sie sich nach dem Sprecher um.

„Francesco," erwiderte sie dann unwillig, „was willst du von mir, und weshalb soll ich mich schämen?"

„Auf offenem Platz und am hellen lichten Tag mit der Maledetta zu sprechen und ihr die Hand zu küssen! Hast du den Verstand verloren? Du solltest es schon deiner Familie und deinen Verwandten zuliebe nicht thun, das Unglück so herauszuforderu."

Concetta sah, nun auch ihrerseits aufgebracht, dem jungen Mann finster und mit gerunzelter Stirn ins Gesicht. Francesco Ghilardi war ihr Vetter und etwas jünger als Giorgio Masuri, aber nicht viel. Gleich ihm war er ein derber, robuster Bursche, wenn auch im übrigen total von ihm verschieden. Wenn er sich jetzt sittlich entrüstet stellte, weil Concetta mit der Maledetta öffentlich verkehrt hatte, so sah diese sofort, daß es damit ebenso seine besondere Bewandtnis habe, als wenn er sich ihr früher in übertrieben süßlicher und liebenswürdiger Weise genaht hatte.

Sie sagte ihm denn auch gleich auf den Kopf zu: „Bist wohl eifersüchtig, Francesco?"

Er machte eine Bewegung und wollte das offenbar in Abrede stellen.

Sie aber fuhr mutig fort: „Weil du nicht weißt, wie du an Giorgio herankommen solltst, willst du dich nun an seine Mutter halten? Sei nur ohne Furcht, Francesco. Diese Verfluchte ist kein bißchen mehr verflucht, wie wir beide auch."

„So, so!" meinte er aufgeregt und mit mühsam verhaltenem Zorn, „steht es schon so? Einer leichtfertigen Liebelei wegen schlägst du schon die aufrichtigen Warnungen deiner nächsten Verwandten und Freunde in den Wind?"

„Ah bah!" machte Concetta, spöttisch mit den Schultern zuckend, und wollte an ihm vorüber nach Hause gehen.

Er hielt sie aber plötzlich bei der Hand fest und flüsterte ihr mit eigentümlich vibrierender Stimme zu: „Höre zu, Concetta. Du weißt, ich meine es gut, aber auch ernst, und wenn du meinen gutgemeinten Warnungen nicht Gehör giebst, so werde ich mit deinen Eltern ein gewichtiges Wort reden müssen, und dann — sieh dich vor!"

„Was willst du sagen?" fragte sie, ihn finster ansehend. Ein gewisser Trotz kam über sie.

Ohne eine Antwort abzuwarten, riß sie sich dann mit einer heftigen Bewegung los und ging mit energischen, entschlossenen Schritten die Straße hinauf, nach ihrer Wohnung zu.

Er folgte ihr auf dem Fuße, immer in seiner leidenschaftlich aufgeregten Art flüsternd auf sie einredend.

„Du sollst es hören, Concetta, mußt es hören! Ich leide nicht, daß du mit einer Familie Umgang pflegst, die schon selbst an ihrem eigenen Schicksal schwer zu tragen hat; du darfst nicht mit einer Frau verkehren, die — eine Verfluchte — schon über sich selbst und ihre Familie so namenloses Unglück gebracht, daß sie von aller Welt gemieden wird."

„Und warum wird sie gemieden?“ fuhr Concetta heftig auf. „Weil ihr Narren und Einfaltspinsel seid.“

„So, so!“ murmelte er wieder in seiner halb spöttischen halb zornigen Art, „und du allein bist die Kluge? He? Du wirst mit all deiner Klugheit dich selbst und deine Angehörigen ins Elend bringen, und die dummen Leute werden recht behalten, die dich beizeiten vor dem Umgang mit der Maledetta gewarnt haben. Bist du so vernarrt, daß du den Mut hast, dich und uns alle dem Unglück preiszugeben? Du solltest dich schämen!“

Eine heftige Aufregung, ein wilder, leidenschaftlicher Zorn durchzitterte plötzlich das junge Mädchen. Francesco, der wohl auf eine andere Wirkung seiner Worte gerechnet hatte, sah überrascht, wie ihre Augen funkelten und ihre Lippen nervös zuckten, als sie ihm heftig zurief: „Laß mich in Ruh! Du solltest dich schämen und ihr alle, daß ihr einer armen, alten, hartgeprüften Frau mit eurem ekelhaften Geschwätz und eurer abergläubischen Furcht gegenüber steht, statt ihr in ihrem Alter und Unglück helfend zur Seite zu stehen. Die Madonna möge euch alle miteinander strafen für euer sündhaftes Thun, dich und die anderen alle!“

Ihre Stimme überschlug sich, und als ob sie tief innerlich ihre Ohnmacht, gegen das allgemeine Urteil anzukämpfen, fühle, endigte sie mit einem lauten Weinen.

Francesco sah sie zunächst erstaunt an. Niemals in seinem Leben hatte er seine hübsche kleine Base in einer solchen Aufregung gesehen. Er mochte wohl ahnen, daß dieser Ausbruch nur die Kehrseite, die notwendige Folge einer tiefinnerlichen Bewegung, einer elementaren Gewalt — wahrscheinlich der Liebe Concettas zu Giorgio Masuri war. Schon die Vermutung dieses Zusammenhanges reifte in dem jungen eifersüchtigen Manne den Gedanken, unter allen Umständen der Liebelei Concettas und Giorgios ein

Ende zu machen. Wozu ihn dieser Entschluß im Verlauf der Sache bringen konnte, war bei dem hinterhältigen, verschmitzten Charakter, bei der vor **nichts zurückschrecken**den **Leidenschaftlichkeit** Francescos nicht abzusehen.

Er stellte sich bei dem leidenschaftlichen Ausbruch Concettas zunächst sehr erstaunt und sagte scheinbar ruhig: „Du denkst doch nicht etwa im Ernst daran, Concetta, daß aus deiner Neigung zu Giorgio irgend etwas werden könnte?“

„Was geht's dich an?“

„Das will ich dir sagen. Ich werde noch heute mit deinem Vater reden. Entweder er macht jeden ferneren Verkehr zwischen dir und Giorgio unmöglich, etwa dadurch, daß er dich auf einige Zeit fortschickt von hier, oder ich mische mich selbst ein und verhindere ihn auf jeden Fall. Verstanden, Concetta? Auf jeden Fall!“

„Mit welchem Recht?“

„Ich dulde die Maledetta nicht in unserer Verwandtschaft.“

„Man wird dich nicht fragen.“

„So? Meinst du? Wir werden es sehen, Concetta.“

Das junge Mädchen hatte offenbar eine trotzige Erwiderung auf den Lippen, als dem Streite plötzlich in einer höchst sonderbaren Weise ein Ende gemacht wurde. Sie waren während des Wortwechsels von der Straße abgegangen und eben in einen schmalen Weg eingebogen, der, durch eine roh und kunstlos aus Felsstücken hergestellte Mauer geschützt, nach der Wohnung Concettas und weiterhin nach Ravello hinaufführte. Dieser steinige, ziemlich mühsam zu gehende Weg windet sich sehr steil am Abhang in die Höhe, und just als die beiden um eine solche Wegbiegung herumschritten, sahen sie an der Mauer hingelehnt einen Mann liegen, einen Fremden, wie sie zu Dutzenden in den Gasthöfen von Amalfi täglich einkehrten.

Dieser Mann war offenbar schwer betrunken. Um auf dem schlechten, steinigen Weg nicht zu Fall zu kommen, hatte er sich an die Mauer gelehnt und schien auf jemand zu warten, der seine Weiterbeförderung übernehmen konnte. Das Aeußere des Fremden verriet den reichen Mann. Abgesehen von den diamantenen Hemdknöpfen und Fingerringen, der schwergoldenen Uhrkette, die momentan von der Weste losgegangen war, wodurch sie samt der Uhr bei der geringsten Bewegung verloren gehen konnte, kennzeichnete ihn auch eine gewisse prahlerische Eleganz in der Kleidung als einen Mann, dem es auf Geld nicht ankam. Er konnte Ende der Vierzig oder Anfang der Fünfzig sein, sein Haar war schon leicht ergraut, sein Gesicht sehr stark gerötet und infolge des Alkoholgenusses etwas gedunsen.

Kaum sah er die beiden um die Ecke herankommen, so begann er in englischer Sprache auf sie einzureden.

Concetta hielt die ihr auf der Zunge schwebende Aeußerung des Widerwillens zurück und ging im weiten Bogen um den Betrunkenen herum. Wie den meisten Italienerinnen war ihr ein betrunkener Mann ein Abscheu, besonders wenn er ein fremder Signore war. Bei Einheimischen ist man etwas nachsichtiger, man macht bei Gastereien zu Weihnachten oder zum Namenstag einmal eine Ausnahme, während den Fremden gegenüber solche Ausnahmen nicht gelten, und man sie auch für etwas Besseres, für intelligenter und gesitteter ansieht, denen so etwas gar nicht vorkommen sollte.

Um so mehr entsetzte sich Concetta vor diesem betrunkenen Herrn, drückte sich so entfernt wie möglich an ihm vorüber und sprang dann schnell davon.

Als sich Francesco mit dem Manne allein sah, betrachtete er ihn zunächst halb neugierig, halb erstaunt. Der Engländer oder Amerikaner lallte in seinem Kauder-

welsch immerzu vor sich hin, ohne daß Francesco ein Wort davon verstand. Wie ist es möglich, fragte er sich, daß sich ein vornehmer Herr, der vielleicht eine sehr wohlgefüllte Brieftasche bei sich trug, in einem fremden Land, dessen Sprache er nicht einmal verstand, betrunken auf die öffentliche Straße wagte? — Nach und nach entnahm er indessen aus den Gebärden des Fremden und aus der häufigen Wiederholung des Wortes „Luna“, daß er in dem nahen Hotel Luna wohne und dahin zurückgebracht zu werden wünsche.

Francesco sah sich flüchtig um. Ein rascher Gedanke schien ihm durch den Kopf zu fahren. Sie waren kaum einige hundert Schritte von den letzten Häusern von Amalfi, zu denen auch das Hotel Luna, das frühere Kloster, gehörte, entfernt.

Nach einer weiteren Pause näherte er sich dem Fremden, zeigte mit der Hand nach dem über ihnen sichtbaren Gasthofe, worauf der Betrunkene hastig nickte, und packte ihn dann fest unter den Armen und führte ihn fort.

Es war eine schwere Mühe, aber Francesco kam doch nach verhältnismäßig kurzer Zeit in dem schattig schönen, träumerisch gelegenen ehemaligen Klostergarten des jetzigen Gasthofes an. Ein Kellner, der unter der Thür stand und rauchte, sah die sonderbare Gruppe kommen und sprang dem Burschen zu Hilfe.

„Per bacco, schon wieder betrunken!“ lachte er. „Das ist seit vier Tagen das dritte Mal, daß dieser Mister Woodwell in solcher Verfassung zu Hause gebracht wird.“

„Wohnt der Herr hier?“ fragte Francesco.

„Natürlich, natürlich, allerdings erst seit vier Tagen. Wenn er aber so fortfährt wie bisher, ist er in acht Tagen in ganz Amalfi so bekannt wie der Papst in Rom. So ein versoffenes Schwein!“

„Ich habe ihm nichts genommen,“ fuhr Francesco

fort, „obgleich mich daran niemand hätte hindern können. Ich thue so etwas durchaus nicht. Nicht die kleinste Kleinigkeit möchte ich auf solche Weise erwerben. Ob freilich nicht ein anderer schon vorher etwas genommen hat, weiß ich nicht. Möglich wär es schon, der Kerl ist ja ganz unzurechnungsfähig."

Natürlich kamen noch mehr Leute dazu, die sich ganz ungeniert aussprachen, denn Mister Woodwell verstand ja kein Wort Italienisch. Man brachte ihn zu Bett, und Francesco wurde mit zwei Lire für seinen Dienst abgelohnt.

Langsam und nachdenklich stieg er wieder den Berg hinab.

3.

Statt sich durch die Unterredung mit ihrem Vetter Francesco Ghilardi in ihren Wünschen und Neigungen beirren zu lassen, redete sich Concetta immer mehr und mehr in einen gewissen Trotz, in eine sittliche Entrüstung gegen Francescos Urteil über die Maledetta hinein. Je mehr sie an diese Angelegenheit dachte, desto mehr kam sie zu der Ueberzeugung, daß es Christenpflicht sei, der armen Verdächtigten Beistand zu leihen gegen Beschimpfungen, abergläubische Angst und daraus resultierende Vereinsamung. Daß diese Christenpflicht in sehr naher Verwandtschaft mit ihrer schüchternen, aber gerade deshalb um so zärtlicheren Liebe zu Giorgio stand, lag auf der Hand, wenn sie es sich auch nicht gestehen wollte, denn ohne sie wäre die Christenpflicht wie bei dem größten Teil der Einwohner von Amalfi auch bei Concetta in einer gewissen indolenten Selbstliebe, in einer Gleichgültigkeit und Vorsicht untergegangen, in der sich die guten Leute sagten: „Es kann sein, wie es will, es ist besser, man geht der Sache aus dem Wege."

Gerade diese stumpfsinnige, gefühllose Indolenz der

Leute von Amalfi war ja der Fluch, der auf der armen Blinden lastete, und sobald Concetta erst einmal durch ihre Liebe zu Giorgio aus dieser herausgerissen war, lauerte sie auch schon auf jede Gelegenheit, ihre bessere Erkenntnis zu bethätigen. Sie wartete seit ihrer Unterredung mit Francesco mit Ungeduld darauf, daß dieser die angedrohten Vorstellungen bei ihren Eltern anbringen sollte. Sie wollte ihm schon heimleuchten. Den ganzen Tag über und einen großen Teil der Nacht überlegte sie sich die Antworten und Redensarten, die sie dem Francesco entgegnen wollte. Er sollte nur kommen — sie war mit sich im reinen.

Aber Francesco kam nicht. Es vergingen drei, vier Tage, Francesco ließ sich nicht sehen. Concetta nahm absichtlich jede Gelegenheit wahr, um sich der Blinden zu nähern. Jeden Abend, wenn diese auf der Mauer an der Marina auf ihren Sohn wartete, stellte sich Concetta ein, küßte ihr die Hand und sprach mit ihr, fragte, ob sie sie führen dürfe oder sonst irgend welche Besorgungen verrichten könne. Von Francesco war keine Spur zu sehen. Hatte er sich in sein Schicksal ergeben?

Das wagte Concetta nicht anzunehmen. Vielmehr konnte nur die Beschäftigung Francescos die Ursache seines Fortbleibens sein. Francesco war Fischer und hatte oft tagelang auf dem Meer zu thun. Nach ihm fragen wollte Concetta nicht, um nicht etwa ein Interesse zu zeigen, auf das sich der andere vielleicht gar etwas einbilden konnte.

Eines Abends saß sie wieder auf der Mauer an der Marina und wartete geduldig auf Donna Beata oder eigentlich auf die Rückkehr Giorgios von seinem Kalkofen. Denn wenn Concetta auch ein großes Interesse für dessen Mutter an den Tag legte, so war doch die Triebkraft dazu Giorgio. Das Herz ging dem jungen Mädchen jedesmal

auf, wenn sie sah, wie die Züge der armen Blinden sich aufhellten, wie über ihre einsam-traurige Existenz ein Sonnenstrahl zu fallen schien, wenn sie den Wagen ihres Sohnes oder dessen Stimme von weitem hörte.

„Er kommt, er kommt!“ jubelte Concetta der alten Frau dann immer in heller, echter Herzensfreude zu, so daß man im Zweifel sein konnte, ob sie sich mehr über das Kommen Giorgios oder über den Eindruck freute, den dies Ereignis jedesmal auf dessen Mutter machte.

Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit von einem lauten Geschrei in Anspruch genommen, das sich auf der Straße nach Atrani zu erhob. Erschrocken hob sie lauschend den Kopf. Was hatte das zu bedeuten? Schrille Weiberstimmen klangen durchdringend herunter von der Straße, Anrufungen der Madonna und aller Heiligen, jammernde Wehklagen und Rufe: „Sie haben ihn ermordet! Er ist tot! Misericordia, welches Verbrechen!“ gellten immer klarer und deutlicher zu ihr herunter.

Ihr Herz drohte vor Angst still zu stehen. Wen hatte man ermordet? fragte sie sich. Wer ist tot? Unwillkürlich brachte sie den Vorgang mit dem Inhalt ihrer Gedanken, die sie soeben gehabt, in Verbindung. War etwa dem Giorgio ein Unglück zugestoßen? Das war die Straße, die Gegend, von der er her kommen mußte.

Eine ungeheure Aufregung entstand an dem kleinen Hafen. Wer das Geschrei hörte — und das war halb Amalfi — ließ alles stehen und liegen und rannte davon in der Richtung, woher der Lärm tönte. Weiber, Männer, Kinder rannten, die Pantoffeln in der Hand, um schneller laufen zu können, in wildem Durcheinander die Straße entlang, Concetta natürlich mit. Sie wäre umgekommen vor Angst, wenn sie hätte unten bleiben müssen.

Als sie bei dem alten Sarazenenturm, der oberhalb Amalfis an einer Straßenbiegung steht, keuchend und außer

Atem ankam, sah sie vor sich auf der Straße einen ungeheuren Volksauflauf. Nicht halb, nein ganz Amalfi und Atrani dazu schien auf den Beinen zu sein, und inmitten eine Gruppe Männer, die etwas Schweres trugen, sah man zwei Carabinieri, deren rote Federbüsche aus der Menge herausragten.

„Zurück!“ hörte sie die Stimme des einen der Gendarmen. „Macht Platz! Habt ihr noch keine Leiche gesehen?“

Es schien nicht so, denn trotz der Ermahnungen drängten sich die Leute in zügelloser Neugier immer wilder und ungestümer heran, so daß sich die Carabinieri endlich, als alles andere nicht half, gewaltsam Bahn machen mußten, um von der Stelle zu kommen. Dabei geschah es, daß Concetta, die mitten im Gedränge stand, plötzlich durch eine zufällig entstandene Lücke hindurch das blutige Haupt des Erschlagenen sah. Unwillkürlich atmete sie auf — es war nicht Giorgio. Der Kopf mit dem graumelierten Haar, mit einer klaffenden Wunde, die sich über den ganzen Schädel zu erstrecken schien, über und über mit Blut besudelt, war der eines Fremden. Und doch kannte Concetta diesen Kopf. Sie hatte ihn schon irgendwo gesehen. Diese unschönen, gedunsenen Züge, diese graublauen, fremden Augen, die jetzt in fürchterlicher Weise offenstehend starrten, waren ihr bekannt, wenn auch nur flüchtig. Aber im ersten Schreck über den furchtbaren Anblick besann sie sich nicht darauf. Erst als auf die Frage eines Hinzukommenden jemand sagte: „Es ist der Fremde, der englische Trunkenbold,“ fiel ihr plötzlich ein, wo sie das Gesicht schon gesehen hatte. Es war der Betrunkene, vor dem sie einige Tage vorher geflohen war, als sie mit Francesco ihren Streit hatte.

Langsam bewegte sich der traurige Zug nach dem Gasthof, in dem der Fremde logiert hatte. Indessen weigerte

sich der Wirt, den Toten aufzunehmen. Sämtliche Gäste würden ihm davonlaufen, meinte er; er habe seinen Gasthof nicht für Tote, sondern für Lebendige.

So setzte sich also der traurige Zug wieder in Bewegung, diesmal nach dem Municipium, wo die Leiche in einem leerstehenden Parterreraum, einer Niederlage für Ruderstangen, Bootsteile und anderes altes Gerümpel, einstweilen untergebracht wurde.

Auf dem Wege dahin sah Concetta auch ihren Vetter Francesco. Er war mit in dem Volkshaufen und drängte sich, sobald er sie bemerkt hatte, an sie heran.

„Siehst du?" sagte er leise und deutete auf den Toten.

Sie blickte ihn betroffen an. Es lag in den wenigen Worten und besonders in dem Ton, in welchem er sie sagte, etwas wie ein Vorwurf, wie eine Bestätigung seiner früheren Behauptung, als ob sie schuld sei an dem Unglück.

„Was willst du sagen?" entgegnete sie schroff.

„Das ist auch ein Opfer der Maledetta," antwortete er leise und geheimnisvoll.

„Lügner!" brauste sie auf.

Es war, als ob er sich vor einem drohenden Schlag geduckt hätte, aber unmittelbar auf ihre Beschimpfung antwortete er leise und achselzuckend: „Man wird ja sehen, man wird ja sehen."

Dann lief er wieder von ihr fort, hinter der Bahre her. —

Das Ereignis brachte natürlich eine ungeheure Aufregung hervor, und es schien zunächst, als hätten die Einwohner von Amalfi nichts anderes mehr zu thun, als die Einzelheiten des Verbrechens, die Vermutungen über den oder die Thäter in möglichst leidenschaftlicher und geräuschvoller Art zu besprechen. Die abenteuerlichsten Geschichten tauchten auf, die unsinnigsten Widersprüche setzten sich in

den Köpfen der Leute fest, und es fehlte nicht viel, so wäre über die Frage, ob der Thäter aus Amalfi oder Atrani stamme, eine ungeheure Prügelei entstanden. Der Umstand, daß der Körper des Toten unterhalb der Straße zwischen den beiden Orten — nicht weit von dem Kalkofen Giorgio Masuris — gefunden worden war, ließ beide Möglichkeiten zu.

Indessen kam bei diesen Erörterungen auf den Straßen und Plätzen nicht viel heraus. Man schrie und zankte hin und her — echt italienisch —, aber es geschah nichts. Erst als der englische Konsul von Neapel, dem die Sache telegraphisch mitgeteilt worden war, selbst in Amalfi erschien, entschloß man sich dort zu einer ernstlichen Untersuchung des Vorfalles.

Der Verstorbene stammte aus einer reichen und weitverbreiteten Familie. Er war aus Indien gekommen, wo er Direktor einer großen Exportfirma war, und wollte sich auf der Reise nach London einige Zeit in dem schönen Klima von Unteritalien erholen. Der englische Konsul that, wie man das von jedem auswärtigen Beamten der englischen Regierung ohne weiteres erwartet und gewohnt ist, mit nachdrücklicher Energie und mit umfassender Sachkenntnis seine Pflicht. Der Befund der Leiche erwies deutlich, daß es sich um einen Raubmord handelte, und der englische Beamte stellte den Behörden vor, wie es im Interesse der öffentlichen Sicherheit und des guten Rufes von Amalfi liege, daß der Mörder ausfindig gemacht und zur Bestrafung gezogen würde. Er setzte ferner eine Belohnung von hundert Pfund Sterling für den aus, der durch Mitteilungen und Nachweise zur Entdeckung des Mörders verhelfe.

So kam denn schließlich eine regelrechte Untersuchung des Falles in Gang. Aus Neapel war ein Untersuchungsrichter, ein gewisser Menotti Romero, an Ort und Stelle

erschienen und begann seine Nachforschungen und Verhöre, um den Thatbestand festzustellen. Zunächst erschien vor ihm eine alte Frau, die Finderin der Leiche des Ermordeten. Sie hieß Teresa Mastroni, wurde aber kurzweg „la gobba“ genannt, weil sie etwas schiefe Schultern hatte. Die Frau war nicht im stande, in zusammenhängender Erzählung zu berichten, was sie über den Vorfall wußte. Der Untersuchungsrichter mußte sich also darauf verlegen, ihr alles einzeln abzufragen.

„Sie haben gestern kurz nach vier Uhr auf der Straße nach Atrani und etwa dreihundert Schritte von dem Kalkofen des Giorgio Masuri eine Leiche gefunden. Stimmt das?“ fragte Menotti Romero.

„Ja, Eccellenza, einen Engländer,“ antwortete die Gobba.

„Was thaten Sie zunächst, als Sie die Leiche sahen?“

„Erschrocken bin ich, Eccellenza, und geschrieen habe ich.“

„Haben Sie den Mann nicht angefaßt und untersucht?“

„Madonna mia! Ich war selbst halbtot. Wie sollte ich dazu kommen, ihn anzufassen?“

„Der Mann ist seiner Brieftasche, seiner Uhr, seiner Ringe und anderer Schmucksachen beraubt worden. Was wissen Sie davon?“

„Nichts weiß ich davon, Eccellenza.“

„Sie haben nichts wahrgenommen, wer die Sachen genommen haben könnte?“

„Nein, nein, nicht das geringste.“

„Auch niemand in der Nähe gesehen?“

„Nein.“

„Sie wissen, daß die Verwandten des Verstorbenen hundert Pfund Sterling ausgesetzt haben für den, der die Auffindung des Mörders ermöglicht. Das sind zweitausendsiebenhundert Lire. Eine große Summe! Besinnen Sie sich also wohl, ob Sie wirklich niemand gesehen und

nichts bemerkt haben, was uns auf die Spur des Mörders bringen könnte."

Die alte Frau riß die Augen bei der Nennung der Summe weit auf. Die Versuchung, sich durch eine Lüge in Besitz der für sie ungeheuren Menge Geldes zu bringen, mochte für sie groß sein, aber sei es, daß sie doch zu ehrlich oder nicht gewandt genug im Lügen war, kurz, nach einer Weile wiederholte sie, daß sie nichts Verdächtiges bemerkt habe.

„Was thaten Sie denn dort an der fast unzugänglichen Stelle, wo Sie den Toten fanden?" fuhr der Untersuchungsrichter in seinem Verhör fort.

„Futter holen für meine Ziegen. Ich habe die Erlaubnis dazu, zweimal in der Woche."

„Und was geschah, als Sie geschrieen und gerufen hatten?"

„Francesco kam aus seinem Boot."

„Wer ist Francesco?"

„Francesco Ghilardi vom alten Tommaso Ghilardi, der Fischer, Eccellenza."

„Aus seinem Boot? Also kam er vom Meer herauf?"

„Ja, freilich. Er hatte Vongole*) an den Klippen gefischt."

„Und dieser untersuchte den Toten?"

„Ja. Er sagte, ich solle in die Stadt laufen und Hilfe holen. Es wäre ein Mord geschehen."

„Und er blieb bei dem Toten?"

„Ja."

„Aber Sie müssen doch gesehen haben, ob der Tote schon ausgeplündert war, als Sie ihn fanden, oder später erst ausgeplündert worden ist?"

---

*) Vongole sind eine Schneckenart, die an dieser Küste vielfach vorkommen und gern gegessen werden.

„Ich weiß von nichts, Eccellenza.“

„Haben Sie eine Uhrkette oder Ringe bei ihm gesehen?“

„Nein, Eccellenza.“

„Nicht? Sie wissen das bestimmt?“

„Ich habe nichts gesehen. Ich war so erschrocken.“

Mit diesen Angaben der alten Frau mußte sich der Untersuchungsrichter vorläufig zufrieden geben. Er brachte sie zu Papier und entließ die Frau wieder, um sich Francesco Ghilardi, der schon im Vorzimmer wartete, vorführen zu lassen.

Dieser trat mit einer gewissen ernsten Feierlichkeit bei ihm ein. Er hatte sich in seinen Sonntagsstaat geworfen, eine neue Schärpe und eine neue Krawatte angelegt, und sein Benehmen hatte etwas Gewissenhaftes, als ob er sich der schweren Verantwortlichkeit und großen Bedeutung des Vorganges bewußt und entschlossen sei, rechtlich und redlich seine Pflicht zu thun.

Romero schien ihn zunächst nicht zu beachten, da er noch mit dem Protokoll über die vorausgegangene Vernehmung beschäftigt war. Damit zu Ende, sah er sich den Burschen genauer an.

„Sie sind Francesco Ghilardi?“ fragte er.

„Zu dienen, Eccellenza. Mein Vater heißt Tommaso Ghilardi, ein alter, ehrlicher und rechtlicher Mann. Wir sind arme Fischer, Eccellenza, und nähren uns schlecht und recht von — —“

„Genug, genug!“ unterbrach Romero den redseligen Erguß des biederen Francesco. „Erzählen Sie mir vielmehr, was Ihnen gestern nachmittag, als Sie zum Fischen ausgefahren sind, passiert ist.“

Francesco räusperte sich, nahm eine wichtig-selbstgefällige Miene an und begann seine Erzählung. „Ich war schon seit dem Sonnenaufgang auf dem Meer und suchte die Küstenfelsen nach Vongole ab, als — —“

„Wo? In welcher Gegend?"

„In der Nähe von Atrani."

„Gut. Fahren Sie fort."

„Um Mittag sah ich — vom Meere aus natürlich und in ziemlich großer Entfernung — einen Mann, der von den unter der Straße liegenden Küstenfelsen aufwärts nach der Straße kletterte — —"

„Einen Fremden?"

„Nein, einen Einheimischen, einen Mann aus Amalfi."

Der Untersuchungsrichter hob aufmerksam den Kopf. „Wo war das?" fragte er rasch. „Können Sie es näher beschreiben?"

„Ja. Das war genau an der Stelle, wo der Tote später von der Gobba gefunden worden ist."

„Sie haben den Mann erkannt?"

„Herr Untersuchungsrichter," antwortete Francesco zögernd und wichtig, „ich bitte zu bedenken, daß ich sehr weit von der Stelle entfernt war, aber gleichwohl kann und darf ich nicht verschweigen, daß ich den Mann erkannt zu haben glaube, denn meine Augen sind sehr scharf."

„Wen haben Sie also an der Stelle gesehen?" fragte Romero ungeduldig.

„Giorgio Masuri, den Kalkbrenner," entgegnete Francesco bestimmt.

„Ah, richtig! Der Besitzer des Kalkofens, in dessen Nähe der Leichnam gefunden worden ist."

„Derselbe."

„Weiter. Was that der Mann?"

„Er kletterte, wie ich schon sagte, durch die Felsen hinauf nach der Straße."

„Um welche Zeit war das?"

„Etwa um Mittag, vielleicht aber auch etwas später. Genau kann ich es nicht angeben, da ich keine Uhr bei mir führte."

Der Untersuchungsrichter blätterte einen Augenblick in dem vor ihm liegenden Aktenheft und las eine Aussage, die der Briefträger gemacht hatte, und laut welcher Signore Woodwell an dem verhängnisvollen Tag kurz nach zwölf Uhr den Gasthof in ziemlich angetrunkenem Zustand verlassen hatte. Das Verbrechen konnte also nur von dieser Zeit ab geschehen sein. Es war sogar anzunehmen, daß der Thäter sein Opfer abgelauert und bei der ersten besten Gelegenheit, also in der von Francesco angegebenen Zeit, überfallen und von der Straße in die Felsen heruntergeworfen habe, wo er es ungestörter ausrauben konnte. Jedenfalls hatte der Vorgang nur ganz kurze Zeit, vielleicht nur Minuten, gedauert, da am hellen lichten Tag die Straße doch nicht so einsam ist, als daß sich der Thäter viel Zeit zu nehmen wagen durfte.

„Einen Kampf haben Sie nicht gesehen?“

„Nein,“ antwortete Francesco rasch; dann nach einer Pause fuhr er fort: „Das wäre wohl, selbst wenn er zwischen den beiden Männern stattgefunden hätte, nicht gut möglich gewesen, denn die Felsen sind gerade an jener Stelle so zerklüftet, daß man einen solchen Kampf nur hätte wahrnehmen können, wenn man unmittelbar dabei gestanden hätte.“

„Trug Giorgio Masuri, oder der Mann, den Sie gesehen haben, etwas bei sich? Eine Waffe, ein Paket oder sonst etwas?“

„Soviel ich erkennen konnte, trug er einen Stock. Weiter nichts.“

„Vielleicht eine Hacke, die Sie als einen Stock angesehen haben?“

„Das wäre möglich.“

„Gut. Nun weiter. Was that der Mann?“

„Er kletterte, wie ich schon sagte, durch die Felsen aufwärts nach der Straße. Weiter kann ich nichts sagen,

denn da ich der Sache damals noch keine Wichtigkeit beilegte, und ich auch auf meine Barke und meine Arbeit aufzupassen hatte, so habe ich nicht acht gegeben, was der Mann weiter that. Als ich gelegentlich wieder aufblickte, war er verschwunden. Es fiel mir überhaupt erst wieder ein, als ich mehrere Stunden später, durch das Geschrei und das Lamentieren der Gobba aufmerksam gemacht, an das Land stieg und fast genau dort, wo ich vorher Giorgio Masuri hatte klettern sehen, die Leiche des Engländers fand."

„Nach Ihrer Meinung hätte also Giorgio Masuri diese auch sehen und Lärm schlagen müssen, wenn er ein reines Gewissen hatte?"

„Allerdings."

„Und Sie haben die Leiche ausgeraubt vorgefunden?"

„Ja, Eccellenza."

Damit war auch dieses Verhör im wesentlichen beendet. Romero machte sein Protokoll, fragte dabei noch nach einigen Nebenpunkten, ließ es dann von Francesco unterschreiben, und als das geschehen war, sagte er geschäftsmäßig: „Es ist gut. Sie können gehen."

Francesco zögerte.

„Eccellenza," begann er nach einer kleinen Pause, „die Belohnung, die ausgesetzt ist — —"

Romero sah ihn etwas überrascht an. „Natürlich, die Belohnung fällt Ihnen zu, wenn durch Sie die Ermittelung des Thäters gelingt."

„Ich wollte nur sagen, daß ich Anspruch darauf mache. Wir sind so arm, Eccellenza, und Sie werden begreifen —"

„Selbstverständlich. Sie dürfen darauf rechnen, wenn Ihre Angaben zu dem erwünschten Ziele führen."

Nun zog sich Francesco zurück. Romero aber stand eine ziemliche Weile am Fenster und starrte nachdenklich hinaus auf das Meer. Dann nahm er aus einer Schub-

lade ein gedrucktes Formular, füllte es mit Datum, Namen und Unterschrift aus und übergab es einem der auf dem Korridor stehenden Carabinieri.

4.

Gegen Abend ging Concetta nach der Behausung Donna Beatas, um dieser bei ihrem alltäglichen Gange zum Strand behilflich zu sein. Das junge Mädchen hatte den ganzen Tag ein sonderbares, ihr sonst ganz fremdes Angstgefühl, eine Bangigkeit, als ob ein Unglück in der Luft läge, und brachte das zunächst mit Donna Beata in Verbindung. Wie leicht, dachte sie, wäre es möglich, daß die alte blinde Frau in den engen, steilen und holperigen Gassen einen Fehltritt machen, zu Falle kommen und sich ein Unglück zuziehen könne. Mochten die Leute dazu sagen, was sie wollten, Concetta glaubte gut zu thun, wenn sie sich der armen Blinden annahm.

Als sie in die Nähe der Wohnung Beatas kam, stieg ihr ein Geruch in die Nase wie von frischem Zwiebelkuchen, und als sie die Stube betrat, wo die Blinde wohnte, fand sie diese beschäftigt, eine Anzahl kleiner Lichtchen auf den Rand eines Tellers zu befestigen, auf dem eine sogenannte Pizza, ein mit Tomaten, Zwiebeln, Oel und Pfeffer bereiteter runder Kuchen, lag. Daneben befanden sich zwei Paar neue Wollsocken, eine neue gestrickte Mütze, ein Teller prächtiger, frischer Pfirsiche und eine Flasche dunkelroten Weines.

„Bist du es, Concetta?“ fragte die Blinde, die das junge Mädchen schon am Tritt erkannte.

„O, Donna Beata, was thun Sie da?“ rief Concetta überrascht aus. „Wollen Sie ein Fest feiern? Wie das gut riecht — und die vielen Lichtchen! Was hat das zu bedeuten?“

„Das weißt du nicht? Heute ist Giorgios Namenstag.“

„Heute?"

„Natürlich. Heute vor siebenundzwanzig Jahren wurde er getauft."

„Ach, und ich konnte das vergessen! Nein, aber —"

Donna Beata unterbrach sie rasch, indem sie in vorwurfsvollem Ton sagte: „Natürlich. So sind die jungen Leute. Und das nennen sie dann Liebe!"

„Aber ich habe wirklich nicht gewußt — —"

„Ja, Liebe!" fuhr die alte Frau langsam mit dem Kopfe nickend und tief aufseufzend fort. „Was das ist, Concetta, das weiß nur eine Mutter, das weiß nur ich. Das junge Blut, du lieber Gott, das tobt und treibt in den Adern und hat nur mit sich zu thun. Wenn aber eine Mutter alt und grau wird und nichts mehr auf der Welt hat als ihr Kind, wenn alles um sie her öde, trostlos und finster ist, wenn die Welt sie wie ein weites, ungeheures Grab umgiebt, dann keimt im Innersten des Herzens das neue Leben auf, dann entwickelt sich in dem einsamen Sinnen und Fühlen die echte Liebe, die nichts anderes weiß, nichts sieht und fühlt als ihr Kind. Meine Welt ist Giorgio. Was nicht zu ihm gehört, giebt es für mich nicht."

Langsam und leise kamen die Worte von den Lippen der Blinden, und Concetta schien es, als ob sich über die bleichen, kränklich zarten Züge ein verklärender Schein lege, der Widerstrahl eines stillen, heimlichen Glückes, das die Blinde im Innersten der Seele trug.

„Die Leute sagen, ich sei blind," fuhr Donna Beata nach einer tiefen Stille fort, „und doch kennt niemand mein Kind so genau wie ich, niemand sieht es so scharf wie ich. Obgleich ich es als zweijähriges Kind zuletzt gesehen habe, will ich es doch unter Tausenden, unter Millionen Menschen herausfinden. Wenn ich seinen Tritt höre, sehe ich ihn deutlich vor mir, wenn ich seinem Atem

lausche, kenne ich seinen Gemütszustand, an seiner Stimme höre ich, ob er zornig oder mißmutig, lustig oder traurig ist. Wie er in den Augen aller Welt gewachsen ist und sich entwickelt hat, so ist er im Innern meiner Seele gewachsen. Mein Gefühl ersetzt mir das Auge bei Giorgio. Siehst du, Concetta, das ist Liebe. Alle meine Fähigkeiten, mein Sinnen und Denken ist er. Ich bin sein anderes Ich, sein Blut ist meines, seine Seele mein Schatten, der Streich, der ihn trifft, ist mein Tod, mit einem Wort — er ist mein Kind."

Sie sagte das alles in ruhiger, befriedigter, heiterer Weise und mit fast lächelnden Lippen, aber jedes ihrer Worte fiel wuchtig und schwer in Concettas Herz.

Sie gingen. Es war Zeit. Das Ave-Maria-Läuten schallte von der Kathedrale herunter. Giorgio würde heute vermutlich etwas früher zurückkehren, dachten sie, weil es sein Festtag war, und er sollte sie am gewohnten Ort treffen. Es sollte aussehen, als ob man ihn und sein Fest ganz vergessen habe, und erst beim Betreten des Hauses wollte man ihn überraschen.

Schon beim Herabsteigen nach dem Strand wollte es Concetta erscheinen, als ob die abergläubische Furcht vor der Maledetta bei den Leuten eher im Wachsen als im Abnehmen sei. An der Piazza vor der Kathedrale stürzte eine Frau mit einem wahren Entsetzen im Gesicht aus einem Hause auf die Straße, um ihr Kind, das auf dem Wege der Blinden saß und ruhig spielte, fortzureißen, als ob es auf der Stelle zu Grunde gehen müsse, wenn es auch nur in die flüchtigste Berührung mit der Maledetta käme. Concetta war empört über eine solche herzlose Einfalt und Dummheit. Auch auf dem Platz an der Marina, wo die Blinde gewöhnlich auf ihren Sohn wartete, schlichen die Leute scheuer und ängstlicher als sonst davon, wo sie sich nur immer nahte. Ja, es schien sogar, als ob man

auch auf Concetta die abergläubische Furcht vor der Blinden übertragen wollte. Auch ihr Blick, ihr Gruß und Zuruf wurde mißachtet und blieb unerwidert.

An Donna Beata ging das alles spurlos vorüber. Hoch erhobenen Antlitzes, wie immer mit ihrem Stab klopfend und tastend, den Kopf lauschend etwas zur Seite geneigt, so ging sie nach ihrem Platz an der Mauer, wo Giorgio vorüber mußte, wenn er von seiner Arbeit kam. Es lag heute sogar mehr als sonst eine zufriedene Heiterkeit und Ruhe in ihren Zügen, was wohl mit der Namenstagfeier Giorgios zusammenhing. Sie sprach auch mehr als sonst, und während alles vor ihr entsetzt zurückwich, erzählte sie aus den ersten Jugendjahren Giorgios, als sie ihn noch hatte sehen können. Sie lächelte sogar wehmütig, als sie an jene ersten, so weit zurückliegenden Mühen und Muttersorgen um das junge Leben dachte, an die sie sich bis ins einzelste mit Schärfe und Genauigkeit erinnerte. Ihr Gedächtnis, mit keinerlei anderen Gegenständen beschwert, war für alles, was Giorgio betraf, von wunderbarer Treue.

Dann wie gewöhnlich hörte sie den Vetturino Giorgios heranrollen, noch ehe ihn jemand sehen konnte, und stand auf, um ihm entgegenzugehen.

„Komm," sagte sie zu Concetta. „Er ist nicht allein. Ich höre es. Die Räder gehen schwer. Wer mag bei ihm sein?"

Aufgeregt schaute Concetta die Straße entlang. Es war noch nichts zu sehen.

„Sie bringen ihn!" schrie jemand von der oberen Straße herab und wies mit lebhaften Gebärden die Straße entlang.

Unter den Leuten entstand eine rasche Bewegung. Viele eilten die Straße hinauf, eilig, als ob dort oben etwas Besonderes zu sehen sei.

Und endlich erschien der Wagen auf der Höhe. Concetta glaubte, ihr Herz müsse stillstehen: rechts und links von Giorgio saß auf dem schmalen Bänkchen, auf dem sie schon so manchmal mit dem Geliebten gesessen hatte, je ein Gendarm. Was hatte das zu bedeuten? Unwillkürlich faßte sie nach den Händen Donna Beatas, als ob sie diese vor etwas Fürchterlichem schützen müsse. Aber ihr Blick haftete starr und unbeweglich an dem herannahenden Vetturino.

„Was hast du? Was giebt's?" fragte Donna Beata ruhig, aber in ihrer Stimme lag statt der heiteren Ruhe von vorhin plötzlich eine eisige Starrheit.

„Nichts, nichts," keuchte Concetta fassungslos. „Dort, dort kommt er."

„Nun also, was ist mit ihm? Weshalb zitterst du? Ist — — ist er tot?" fuhr die Blinde fort.

Concetta überlief es eisig. Sie sah jetzt ganz deutlich, daß Giorgio nicht die Zügel führte, sondern seine Hände gefesselt vor ihm auf dem Schoß lagen. Er selbst war bleich wie der Tod. Gleich mußte er so an seiner Mutter vorbeifahren, die keine Ahnung hatte von dem, was vorging. Unwillkürlich fiel Concetta ein, wie Francesco schon gestern den Mord, der an dem Engländer verübt worden war, mit Donna Beata in Verbindung gebracht hatte. Sie ahnte den Rest. Ein Entsetzen, ein Schauer durchrieselte ihre Glieder. Gleichzeitig fühlte sie, wie Donna Beata ihre Hände fest und krampfhaft drückte.

„Weshalb antwortest du nicht?" fragte die Blinde mit harter, herrischer Stimme.

Concetta bezwang sich, so gut es ging. Sie lachte sogar laut auf, freilich war das Lachen auch danach und klang wie das Lachen einer Wahnsinnigen.

„Aber was haben Sie denn nur, Donna Beata?" sagte sie mit möglichst lustiger Stimme. „Was ist denn

dabei? Freilich kommt Giorgio nicht allein und auch nicht wie sonst. Ich glaube gar, er hat einen Schwips. Ganz sicher hat — — hat er seinen Namenstag schon gefeiert und mit seinen Kumpanen ein Gläschen mehr als gewöhnlich getrunken."

Dem jungen Mädchen war zum Sterben elend, aber sie lachte, lachte mit Verzweiflung im Herzen.

„Wie?" fragte Donna Beata wieder. „Betrunken?"

„Ach, es wird wohl so schlimm nicht sein."

„Wer ist bei ihm?"

„Don Nicolo, der Wirt aus Positano, und der verrückte Geiger von Prajano. Ja, nun begreife ich es. Sie werden ihn nicht los lassen. Sie werden ihn mit zu Don Nicolo nehmen und dort ihren Namenstag weiter feiern. Und wir haben das Nachsehen."

„Aber du zitterst noch immer. Was ist denn geschehen? Jetzt kommt der Wagen. Komm, laß uns näher gehen."

Der Vetturino rollte jetzt hart an den beiden Frauen vorüber, Concetta sah deutlich, wie die Hände Giorgios mit einer Kette gefesselt, sein Auge starr und entsetzt, seine Gesichtszüge bleich, verzweifelt und verzerrt waren.

„Zurück, Donna Beata, zurück!" rief sie. „Der Wagen ist im vollen Lauf."

„Giorgio!" rief die alte Frau mit durchdringender Stimme.

Ihr Sohn sah sie stehen.

„Mutter! Meine Mutter!" hallte seine Stimme wie gebrochen, wie ein thränenerstícktes Schluchzen zu ihr herüber.

„Die Maledetta! Die Maledetta!" flüsterte ein in der Nähe stehender Fischer, als ob er die anderen auf das Schauspiel aufmerksam machen wolle.

Da wußte Donna Beata, daß ein Unglück geschehen war. Die zitternde Stimme ihres Sohnes hatte es ihr

verraten. Sie schrie laut und schmerzerfüllt auf. Dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Der Wagen rollte weiter — nach dem Gefängnis.

Röchelnd, wie bewußtlos, lag Donna Beata am Boden. Zuerst schien es, als wollten die Umstehenden, dem menschlichen Gefühl, das sich zweifellos auch in ihnen regte, gehorchen, herbeieilen und ihr helfen. Dann aber zog sich alles scheu und abergläubisch zurück, und Donna Beata blieb hilflos im Sande liegen. Nur Concetta hielt bei ihr aus, kniete bei ihr nieder und suchte sie aufzuheben.

„Es ist nichts, es ist ein Irrtum, Donna Beata," redete sie auf sie ein. „In einer Stunde oder zwei, oder morgen früh wird sich alles aufklären. Es muß sich ja aufklären. Weshalb verzweifeln? Morgen ist alles wieder gut. Stehen Sie auf. Wir wollen nach Hause gehen."

Die alte Frau war für sie zu schwer. Sie konnte sie nicht allein aufheben. Hilflos suchend sah sie sich um. Da trat ihre Mutter aus der fernstehenden Menge heraus.

„Laß sie, Concetta," rief die Frau leise, „es ist doch die Maledetta."

„Hilf mir, Mutter," antwortete Concetta. „Was sie auch sei, sie ist eine Unglückliche."

„Laß sie und komm, daß dich das Unglück nicht auch trifft, wie alle, die ihr nahe kommen."

„Mutter, bei der Mutter Gottes, sei barmherzig! Soll sie hier im Sande sterben?" rief Concetta weinend.

Das mochte endlich auch die Mutter Concettas erschüttern. Langsam, noch immer scheu und ängstlich, trat sie näher, und den vereinten Kräften der beiden gelang es endlich, die arme Blinde aufzurichten.

„Wo ist er?" fragte sie mit tonloser Stimme.

„O du heilige Schmerzensmutter, da droben!" flüsterte die Mutter Concettas mitleidig.

„Sie werden morgen alles wissen, Donna Beata,"

antwortete Concetta, „nur jetzt müssen Sie nach Hause, damit Sie nicht krank werden."

„Nach Hause," lallte die Blinde wie geistesabwesend.

„Sie müssen sich für ihn erhalten, Donna Beata. Morgen, wenn Sie wieder kräftiger sind, wird alles gut werden. Kommen Sie."

Mühsam und langsam führten sie sie endlich davon.

5.

Wenn es nach Concetta gegangen wäre, so würde das Urteil über Giorgio Masuri rasch fertig gewesen sein. Nach ihrer Meinung war er an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen unbedingt unschuldig. Ihr inneres Gefühl, ihre Ueberzeugung sagte ihr, daß Giorgio unfähig sei, einen Mord an einem betrunkenen Manne zu begehen, um sich seiner Habe zu bemächtigen. So erklärlich ein derartiger Vorgang war, wenn man einem rohen, gewaltthätigen, habsüchtigen Hungerleider gegenüber stand, der den reichen, besinnungslos trunkenen Engländer als eine willkommene Beute ansah, so unmöglich erschien es Concetta, einen Mann wie Giorgio Masuri dieses Verbrechens zu bezichtigen. Sie kannte ihn wohl, sein tief und zart fühlendes Herz, seine leichtlebige Fröhlichkeit. Und das alles sollte Verstellung eines rohen, rücksichtslosen Gemütes sein? Zu diesen Augen, die so lustig-übermütig funkelten, paßte kein finsteres, verbrecherisches Gemüt.

Wie gesagt, Concetta glaubte nicht daran, aber die gelehrten Herren von der Gerechtigkeit kümmerten sich nicht darum, und so ging die Untersuchung weiter und zog sich in die Länge, unbekümmert um das Herzeleid und den Kummer der armen alten Frau, die sich hundertmal den Tod wünschte, wenn sie ihrem Sohne dadurch diese Anklage hätte ersparen können. Für Donna Beata hatte dieses Unglück noch das weitere im Gefolge, daß seit der

Verhaftung Giorgios der Kalkofen verlöscht war, und sie niemand hatte, der ihr Geschäft weiterführte. Die Möglichkeit, daß Giorgio unschuldigerweise auf lange Jahre dem bürgerlichen Leben entzogen wurde, war nicht ausgeschlossen. In diesem Falle mußte Donna Beata einfach verhungern, wenn sie sich nicht entschließen konnte, von der Mildthätigkeit der Leute von Amalfi, das heißt durch Betteln ihren Unterhalt zu fristen, was eigentlich noch schlechter war als verhungern. Die Maledetta konnte sich von der Weichherzigkeit oder von dem Erbarmen ihrer Mitbürger keine großen Vorstellungen machen.

Fast vier Wochen saß Giorgio schon hinter Schloß und Riegel. Traurig, ratlos und niedergeschlagen stand Concetta vor der Thür ihres Hauses auf einem Felsen, auf dem Schoß ein altes Segel, mit dessen Reparatur sie beschäftigt war. Aber Hand und Nadel ruhte, und ihr Auge blickte trübe über die endlose vor ihr ausgebreitete Meeresfläche.

Da trat Francesco zu ihr heran. Sie hatte ihn nicht kommen sehen. Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, stand er vor ihr in seinem Sonntagsstaat, trotzdem es Dienstag war. Er schien etwas erhitzt, als ob er mehr getrunken habe, als ihm gut war.

„Wo kommst du her?“ fragte sie und schaute ihn verwundert an. Er kam ihr so sonderbar, so ungewöhnlich vor.

Lachend strich er mit der Hand über seine neue Schärpe wie jemand, der gut gegessen und getrunken hat.

„Von Salerno,“ antwortete er und sah sie zwinkernd an.

„Was hast du dort zu thun?“

Er sah sie begehrlich an. Dann zuckte er aber die Achseln und griff in die Westentasche, aus der er einen in weißes Seidenpapier gewickelten Gegenstand nahm. „Schau her, Concetta!“

„Was ist das?"

Da wickelte er ein dünnes blitzendes Goldkettchen, an dem ein kleines goldenes, zierlich gearbeitetes Kreuzchen hing, aus dem Papier und warf es ihr in den Schoß.

„Du sollst nicht sagen, daß niemand an dich denkt. Da, nimm," rief er ihr zu.

„Was soll ich damit? Wo hast du das her?" fragte sie verwirrt und stand rasch auf.

Er lachte noch immer und sah sie mit Blicken an, als ob er ein heimliches Einverständnis bei ihr voraussetzen dürfe und es nicht nötig habe, zu sagen, was er meine.

„Per bacco, wo werde ich es her haben? Vom Goldschmied. Ich denke, es soll sich an deinem Halse ebenso nett ausnehmen als an dem Hals der schönsten Salernitanerin. Ich will, daß du Staat damit machen sollst. Du brauchst ja nicht zu sagen, von wem du es hast."

Ein wilder Zorn stieg in dem jungen Mädchen auf. Sie fühlte die plumpe Vertraulichkeit Francescos wie eine Beleidigung. Rasch und hitzig schloß sie das Geschenk in die kleine, krampfhaft geballte Faust und schleuderte es im nächsten Augenblick über die Felsen hinunter in das Meer.

„Da hast du dein Geschenk!" rief sie zornglühend.

Seine erste Bewegung war, ihr in den Arm zu fallen und sie zu verhindern, den Schmuck ins Meer zu werfen. Aber sie war zu flink. Noch ehe er ihre Hand erhaschte, flog Kette und Kreuzchen fort und fiel in die blaue Flut. Als er das bemerkte, sah er sie eine Weile stumm und forschend an, sagte aber kein Wort. Concetta hatte den Eindruck, als ob sein Blick drohend auf ihr geruht, als ob von seiner Seite eine Gefahr für sie im Anzug wäre. Aber sie war so empört über sein Benehmen und so begierig, ihm ihre Verachtung auszudrücken, daß sie gegen alles blind und gleichgültig wurde und, verächtlich mit den

Schultern zuckend, ihm den Rücken zuwandte und in ihrer Arbeit fortfuhr.

„Nun gut," stieß er endlich nach einer langen Pause hervor, „was liegt an der Kette und dem Kreuz. Es giebt noch mehr. Aber wir müssen von einer anderen Sache reden, Concetta."

Sie antwortete nicht, und er machte wieder eine Pause. Nach dieser platzte er plötzlich mit einer ärgerlichen, groben Stimme heraus: „Ich soll's wohl nicht sehen, daß dir noch immer der Sohn der Maledetta im Kopfe spukt. He?"

Sie hätte weinen mögen vor Zorn und Schmerz, aber sie kämpfte ihre Thränen tapfer hinunter.

„Und wenn's so wäre, was geht's dich an?" fuhr es ihr kurz und hastig heraus.

„Sehr viel, denn du wirst zum Frühjahr meine Frau."

Sie lachte spöttisch. „Du hast zu viel getrunken, Francesco. Eher springe ich hinter der Kette her ins Meer, ehe ich deine Frau werde."

„So sagst du jetzt, weil du noch den Giorgio im Kopfe hast. Aber das wird anders, wenn er erst im Zuchthaus sitzt, und ich meine zweitausendsiebenhundert Lire ausbezahlt bekommen habe. Das ist schon alles fertig. Ich habe mit deinem Vater gesprochen. Wir sind völlig einig."

Von einer plötzlichen Idee erfaßt, hob Concetta den Kopf ein wenig. „Wohl gestern abend?"

„Ja. Weshalb?"

„Weil er Wein getrunken hatte, als er nach Hause kam. Ich habe es wohl bemerkt. Er hat also mit dir getrunken?"

„Natürlich. Und auch nicht schlecht."

Concetta grübelte einen Augenblick für sich hin. Ihr Vater war mit den wenigen Soldi, die er hatte, sehr genau. Das wußte sie wohl. Auch war es nicht seine Ge-

wohnheit, wochentags in die Schenke zu gehen und Wein zu trinken. Da er trotzdem und auch nicht wenig getrunken hatte, so sagte sich Concetta, daß wohl Francesco für ihn bezahlt habe. Dazu kam das Kreuz und die Kette. Sie bereute jetzt plötzlich sehr bitter ihre erste Hitze, in der sie es weggeworfen hatte. Seit wann war Francesco so reich?

„Was habt ihr denn ausgemacht?" fragte sie harmlos.

„Jenun, wir werden zusammen ein Geschäft gründen, ich will zwei Barken kaufen, er besorgt die Netze — natürlich erst nach unserer Hochzeit."

Concetta hatte ein höhnisches Wort auf den Lippen, aber sie unterdrückte es und sagte statt dessen: „Du? Zwei Barken kaufen? Du sähest so aus. Wovon denn?"

„Von der Belohnung, die ich von den Engländern erhalte, wenn Giorgio verurteilt ist."

„So? Und wenn Giorgio nun nicht verurteilt wird?"

„Er wird es, daran ist gar kein Zweifel. Es spricht alles gegen ihn. Vorgestern haben sie Uhr und Kette des ermordeten Engländers, kaum zwanzig Schritt von seinem Kalkofen entfernt, gefunden. Er hat sie dort vergraben."

„Wer hat sie gefunden?"

„Ich weiß nicht. Die Carabinieri oder wer sonst. Man wollte es nicht sagen."

„Vielleicht du selbst?" fragte sie leise. Kaum war aber die Frage heraus, so bereute sie sie auch schon. Sie verriet zu deutlich den Verdacht, der in ihr keimte, als daß er nicht vorsichtig werden sollte.

Auch antwortete er nicht, sondern sah sie nur betroffen an.

„Das beweist doch nicht," fuhr sie beschwichtigend fort, „oder vielmehr, das beweist gerade, daß Giorgio nicht der Mörder sein kann. Denn wenn er es wäre, würde er doch sich selbst nicht dadurch bloßstellen, daß er die

Sachen in der Nähe seines Eigentums vergräbt. Die Welt wäre doch dazu groß genug gewesen, um einen weniger verdächtigen Platz zu finden."

„Er hätte wohl diesen Gedanken auch gehabt, wenn ihm Zeit geblieben wäre, sich die Sache genau zu überlegen," entgegnete Francesco, den der Wein sorglos machte. „Das war aber nicht der Fall. Er mußte sich beeilen, sich der Sachen zu entäußern, und da blieb ihm keine Wahl. Auch hat er wohl nicht geglaubt, daß sie gefunden würden. Es sind aber auch noch andere Beweise gegen ihn vorhanden."

„Welche?"

„Seine eigenen Aussagen. Er bestreitet an der Stelle gewesen zu sein, wo man den Mann fand. Das ist eine Lüge, denn ich habe ihn dort gesehen."

„Du kannst dich getäuscht haben."

„Nein. Ich habe mich nicht getäuscht."

„Woher weißt du das so genau?" fragte sie, ihn forschend ansehend.

„Ich weiß doch, was ich sehe. Außerdem sind noch andere Widersprüche da, in die er sich verwickelt hat. Kurz und gut, seine Verurteilung ist gewiß, und ich werde mein Geld bekommen. Wenn es dir auch schwer wird, so mußt du doch einsehen, daß Giorgio für dich verloren ist, denn du wirst doch nicht so wahnsinnig sein und einen Zuchthäusler, einen Mörder anderen vorzuziehen. Dann werden wir weiter von der Sache reden, Concetta. Bis dahin addio."

„Wohin gehst du?"

„Nach Hause."

Sie blickte ihn zögernd an. Offenbar hatte sie noch etwas im Sinne, wußte aber nicht, wie sie damit zu stande kommen sollte. Er blieb stehen und lachte.

„In vier Wochen, Concetta, ist alles in Ordnung.

Wir haben gestern schon alles bis ins kleinste besprochen. Du sollst sehen, wir führen ein Leben wie die Signori."

„Es thut mir leid," sagte sie leise und mit niedergeschlagenen Augen, „daß ich die Kette fortgeworfen habe."

Er trat rasch auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Concetta!" rief er aufgeregt.

Es war, als ob ein leiser Schauer das Mädchen durchriesele bei seiner Berührung, aber sie ließ ihm ihre Hand.

„Sie war wohl sehr teuer?" fragte sie.

„Siebenundzwanzig Lire — —"

„So viel?"

„Ah bah, viel oder nicht. Laß nur sein. Wir kaufen eine neue, damit basta. Für einen Kuß bekommst du eine andere Kette, eine schönere — hörst du? Sei nur lustig. Wir wollen leben wie die Vögel im Hanfsamen."

Er hatte sie jetzt um die Taille gefaßt und stand Wange an Wange bei ihr. Sie fühlte seinen Atem, dann seinen Kuß auf der Wange, brennend heiß, trocken, erregt. Sie meinte, es müsse ein Fleck werden, den man zeitlebens sieht. Sie war bleich und zitterte am ganzen Leib.

„Wann, Francesco?" keuchte sie mühsam und trat mit einer hastigen Bewegung von ihm zurück.

„Morgen, morgen sollst du sie haben."

„Also morgen, hier," sagte sie, sich los machend und dem Hause zu eilend.

Er nickte ihr eifrig zu und sah, wie sie hinter den Felsen verschwand.

Noch einen Augenblick blieb er stehen, schaute mit leuchtenden, stolzen Augen über das Meer hinaus und ging endlich langsam nach der Stadt hinab, indem er murmelte: „Ich wußte es ja, sie sind alle so. Ein Kettchen, ein Kügelchen, ein glitzerndes, hübsches Dingelchen, und man hat gewonnenes Spiel." —

Am nächsten Tage, schon lange vor der verabredeten

Zeit, saß Concetta wieder auf dem Felsen. Ihr war unsäglich elend zu Mute, fast wie einem Verbrecher selbst. Sie hatte nicht gewagt, irgend einem Menschen ihren furchtbaren Verdacht auch nur mit einem Wort oder einer Miene anzudeuten. In der ersten Aufregung war sie hinuntergelaufen zu Donna Beata, um dieser ihr Herz auszuschütten, aber als sie die blinde Frau dann vor sich sah, krank vor Kummer und Herzeleid, hatte sie sich doch nicht entschließen können, sie in neue Aufregung, auch wenn es eine hoffnungsvolle war, hineinzuziehen. Sie war mit einigen tröstenden Worten wieder fortgegangen und die ganze Zeit über herumgelaufen wie im Traum. War es wahr, was sie vermutete, oder war es nur der Wunsch, die Hoffnung, es möchte so sein, was ihr den fürchterlichen Verdacht gegen Francesco eingab? War er der Mörder des Engländers oder nicht? Und wenn nicht, wo hatte er das Geld her, das er seit einiger Zeit ausgab? Siebenundzwanzig Lire waren für einen armen Fischer eine Summe, von der er wochenlang leben konnte und die er nicht so leicht beisammen hatte. Und wenn es geschah, so gab er sie nicht für ein Kreuz und eine Kette aus. Und wenn auch — nie würde er es so leicht nehmen, daß das teure Geschenk verloren ging, nie sich so rasch und übermütig zu einem schöneren Ersatz entschließen, wie Francesco es gethan hatte.

Nun saß sie auf dem Felsen und wartete und wartete stundenlang. Francesco kam nicht. Vielleicht hatte er bloß geprahlt und dachte nicht an die Erfüllung seines Versprechens oder konnte es nicht erfüllen. War dann nicht ihr Verdacht doch ein eitler Traum? Sie rieb die Wange, die er gestern geküßt, als ob man den Fleck heute noch sehen könne. Und wenn er nun kam, würde sie sich nicht durch ihre Aufregung verraten? Würde er nicht seinerseits Verdacht schöpfen und sie gleichfalls ermorden?

Oefters war sie auf dem Punkt, wieder fortzulaufen. Ein Mörder! Sie fror bei dem Gedanken. Aber immer wieder trat das Bild des gefesselten Giorgio vor ihre Augen, und sie blieb — sie mußte bleiben, und wenn es ihr Tod war.

Plötzlich stand Francesco vor ihr, genau wie gestern, ohne daß sie ihn hätte kommen hören.

„Du hast auf mich gewartet, Concetta?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie leise und senkte ängstlich und scheu den Kopf.

„Wegen der Kette?“

Sie nickte und stand auf. Sie konnte es vor Unruhe nicht aushalten.

„Da,“ fuhr er fort und wickelte wieder wie gestern selbstgefällig und stolz eine goldene Kette mit einem Kreuzchen aus dem Papier, die er einen Augenblick in der Sonne funkeln ließ. „Da — ist sie nicht schöner als die gestrige? Du sollst sehen, daß ich ein nobler Kerl bin.“

„Ich — ich danke dir,“ versetzte sie zaghaft und zitternd.

„Ach, das ist Unsinn, Kleine. Sage lieber, wann nun endlich die Hochzeit sein soll. Wir müssen das in Ordnung bringen, lieber heute wie morgen. Also wann soll es sein, Concetta?“

„Wenn du das Geld hast, Francesco.“

„Ah so! Das dachte ich mir, daß so etwas herauskommen würde. Ihr seid alle eine wie die andere. Geld, Geld und immer wieder Geld. Aber warte nur. Das wird nicht lange mehr dauern. Sie können uns es nicht vorenthalten. Don Romero hat es mir selbst gesagt. Ich denke also nächsten Monat. Ist dir das recht?“

„Wenn — — wenn alles in Ordnung ist —“

„Dafür laß mich nur sorgen.“ Er faßte sie am Kinn,

hob es auf, so daß sie ihm direkt in die Augen sehen mußte. Es war ihr wie eine Feuerprobe, aber sie sah doch, daß seine Augen eigentümlich schillerten und glitzerten, als ob er wieder getrunken hätte. Offenbar kam er wieder aus Salerno und hatte dort gezecht.

„Ich muß jetzt gehen," sagte sie ängstlich.

„Wohin?"

„Nach Hause."

„Aber ich treffe dich doch morgen wieder hier."

„Ja."

„Um dieselbe Zeit?"

Sie nickte und wollte fort. Er ließ sie aber noch nicht los. Sie wollte nicht heftig werden, um sich nicht verdächtig zu machen. Endlich schlüpfte sie ihm aber doch unter dem Arm durch und eilte davon — direkt zum Untersuchungsrichter Menotti Romero.

6.

Noch in der darauf folgenden Nacht wurde Francesco Ghilardi aus dem Bette geholt und in das Gerichtsgefängnis eingeliefert. Als die Leute von Amalfi am nächsten Morgen in die Nähe des Hafens kamen, wo Francesco wohnte, sahen sie zu ihrem großen Erstaunen zwei Carabinieri mit ihren großen, weithin leuchtenden roten Federbüschen stehen, welche niemand aus noch ein ließen, während im Inneren des Hauses und in der nächsten Umgebung von zwei Polizisten alles abgesucht und das Unterste zu oberst gekehrt wurde. Das war natürlich ein Ereignis für das kleine Städtchen, welches dessen Einwohner fast ebenso wie seiner Zeit der tote Engländer in Aufregung versetzte. Die tollsten Mutmaßungen und Gerüchte wurden verbreitet und geglaubt, und je länger sich die Unterhaltung der Leute über den Vorfall verbreitete, um so ungeheuerlichere Gestalt nahm er in ihrer Phantasie an.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache so, daß Francesco infolge der Angaben Concettas vor dem Untersuchungsrichter verhaftet und untersucht worden war, wobei man in seinem Besitz einen Hundertlireschein gefunden hatte, über dessen Erwerb er keine Auskunft geben konnte. Zufälligerweise trug der Schein auf der Rückseite ein kleines Stempelzeichen, wie es in Neapel manchmal die Bankiers auf die Noten drücken, die sie zu ihren Auszahlungen an die Kundschaft benutzen. Es ließ sich leicht feststellen, daß das Zeichen — ein kleines, schräg liegendes Andreaskreuz — von dem Bankier des Engländers herrührte, und der Hundertlireschein erst kurz vor seinem Tode an ihn ausgezahlt worden war. Obgleich nun Francesco behauptete, die Note gefunden zu haben und auch die Stelle genau angab, wo dies geschehen sein sollte, glaubte doch kein Mensch daran, und die Nachforschungen wurden eifrig fortgesetzt; lange ohne Erfolg. Erst drei Tage später fand man im Doppelboden der Barke Francescos zwischen zwei Brettern die Brieftasche Woodwells mit einer weiteren Anzahl solcher Scheine.

Daraufhin glaubte der Untersuchungsrichter Romero die strenge Einzelhaft, die er über Giorgio Masuri verhängt hatte, nicht mehr aufrecht halten zu können und gestattete, daß ihn seine Mutter im Municipium, wo er in einer Zelle saß, besuchen könne.

Es war ein ziemlich rauher Novembertag, als Donna Beata, begleitet von Concetta, aus ihrer Wohnung herabstieg, um in das Municipium zu gehen. Es war das erste Mal, daß sie seit der Verhaftung ihres Sohnes wieder ausging, und von allen Seiten liefen die Leute zusammen und tuschelten geheimnisvoll über das veränderte Aussehen der alten, schwergeprüften Frau. Um den Kopf trug sie, der rauhen Witterung wegen, ein lang herabwallendes schwarzes Wolltuch, aus dem heraus sich die

bleichen, im Elend hart gewordenen Leidenszüge, die starren, ausdruckslosen Augen mit einer schreckhaften Schärfe hervorhoben. Obwohl die Erscheinung der Blinden in den Gassen von Amalfi eine nicht ungewohnte war, machte doch gerade an jenem grauen Novembertage ihre knöcherne Gestalt, von dunklen Gewändern umwallt, einen Eindruck wie den einer Seherin oder eines Gespenstes bei hellem Tage. Alle Leute steckten erschrocken die Köpfe zusammen, schauten hinter der langsam Dahinwandelnden her und riefen die Heiligen an.

Donna Beata war sich dieser Wirkung ihrer äußeren Erscheinung natürlich nicht bewußt, und gerade durch diese vollständige Unabsichtlichkeit ihrerseits, durch die starre Ruhe steigerte sich der Eindruck, den sie machte, bis zum Unheimlichen. Je näher sie dem Municipium kam, desto mehr Erregung schien ihre Gestalt zu erfassen, desto rascher ging ihr Atem. Sie konnte offenbar den Augenblick nicht erwarten, an dem sie ihren Sohn wieder an die Brust drücken konnte.

In dem kleinen Verhandlungssaal war Menotti Romero gerade mit den beiden Inhaftierten, Giorgio Masuri und Francesco Ghilardi, beschäftigt, um womöglich durch eine Gegenüberstellung ein Geständnis oder doch eine Klarlegung der noch dunklen Punkte zu erreichen.

„Francesco Ghilardi," sagte er ernst und ermahnend zu dem Angeklagten, „die Haltung, die Sie in dieser Sache von Anfang an eingenommen haben, ist die eines Menschen, der kein Mitleid, keine Gnade verdient. Bedenken Sie wohl, daß es sich um Ihren Kopf handelt. Aber noch können Sie Ihr Leben retten durch ein offenes Geständnis. Und wenn Sie es nicht aus Ehrlichkeit ablegen wollen, so thun Sie es aus Mitleid mit den Menschen, die Sie ins Unglück gestürzt haben."

In diesem Augenblick that sich die Thür auf, man

hörte den Stab der Blinden hallend auf dem Steinpflaster, und gleich darauf erschien sie selbst in ihrer schreckhaften Gespensterhaftigkeit.

„Wo ist mein Sohn?“ tönte ihre zitternde, aber durchdringende Stimme, bei der es die Anwesenden eisigkalt überlief. Das ganze, vereinsamte Muttergefühl der seit einem Menschenalter in Nacht gehüllten Frau klang aus ihrer Stimme heraus.

„Mutter — Mutter!“ rief Giorgio, in krampfhaftes Weinen ausbrechend, und fiel der Blinden in die Arme.

„Sie sollen es wissen, Giorgio,“ murmelte Donna Beata zwischen den Küssen, mit denen sie ihres Sohnes Wangen bedeckte, „daß sie mich töten, wenn sie dich mir nehmen. Sie sollen es wissen.“

Francesco hatte sich beim Erscheinen der Maledetta plötzlich zur Seite gewandt: Er zitterte an allen Gliedern und riß, als ob ihm plötzlich das Hemd zu eng geworden sei und er zu ersticken fürchte, den Knopf am Halse auf und gurgelte mit schwerer Stimme hervor: „Herr Untersuchungsrichter — —“

Dann brach er keuchend ab.

Don Romero wandte sich aufmerksam zu ihm. „Gestehen Sie!“ mahnte er nochmals. „Es ist doch alles vergebens.“

„Sie — — Sie versichern mich meines Lebens, wenn ich — — ich — —“

„Ich versichere Sie Ihres Lebens, wenn Sie ein offenes Geständnis ablegen.“

„Nun denn — — Giorgio ist unschuldig. Ich habe den Engländer erschlagen.“

Eine tiefe Stille folgte diesen schwerwiegenden Worten, und erst nach einer Pause sagte der Untersuchungsrichter: „Erzählen Sie, wie die That vor sich ging.“

Francesco brach in Schluchzen aus und erzählte stockend, wie er vom Tag seiner ersten Begegnung mit dem be-

trunkenen Engländer an denselben unausgesetzt beobachtet und eine Gelegenheit erspäht habe, sich in Besitz seiner Habe, die er für viel größer gehalten, zu setzen. Eines Tages habe er ihn denn auch wieder betrunken an der Mauer lehnen sehen, auf der Straße nach Atrani. Da habe er ihn mit einer Hacke von hinten erschlagen, den Leichnam in den Felsen verborgen und ausgeraubt, worauf er dann in sein Boot, das er unterdessen unten am Strande angelegt hatte, zurückgegangen sei und gewartet habe, bis man die Leiche finde. Erst später aber sei ihm eingefallen, den Giorgio Masuri zu verdächtigen.

Während das Protokoll aufgenommen wurde, wandte sich Francesco scheu und verstohlen wieder nach der Blinden, die still, mit zur Decke gerichteten Augen, hochaufgerichtet und unbeweglich dastand.

„Donna Beata!" rief er plötzlich wie unter einem inneren Zwang.

„Was willst du von mir, Francesco?" fragte diese mit ihrer monotonen, kalten Stimme.

„Donna Beata, ich habe Euch schwer gekränkt. Ich wage nicht, Euch um Verzeihung zu bitten, aber — — flucht mir nicht! Wünscht mir nichts Böses, Donna Beata. Ich bin unglücklich genug."

Die Aufregung, die bange Angst, mit der Francesco dies sagte, bewies klar, daß die abergläubische Furcht vor der Maledetta, die vielleicht noch durch ihre erschütternde Erscheinung gesteigert worden war, ein Hauptbeweggrund zu seinem Geständnis gewesen war.

„Gott verzeihe dir, Francesco, was du an mir gethan, wie ich dir verzeihe," antwortete Donna Beata mild und schloß von neuem Giorgio in ihre Arme.

— — — — — — — — — — — — —

Wenn nun auch die Furcht Francescos vor der Maledetta unbegründet war, und diese ihm den herbsten Schmerz

ihres Lebens, den er ihr verursacht, verzieh, so that dies doch die Gerechtigkeit nicht, sondern man schickte ihn für fünfzehn Jahre ins Zuchthaus.

Giorgio und Concetta aber heirateten sich im nächsten Frühjahr, trotz aller Tuscheleien der noch immer in abergläubischer Scheu vor der Maledetta befangenen Leute von Amalfi. Erst als man sah, wie mit dieser Ehe wirklich das Glück im Hause Donna Beatas einzog, wie Jahr auf Jahr kleine Giorgios oder Concettas erschienen und gesund und froh um die blinde Großmutter herumspielten, erst dann verstummte allmählich das Geschwätz von der „Maledetta".

Die lachenden blühenden Kindergesichter besiegten den Aberglauben.





Durchs Isarthal.

Wanderbilder von Alexander Ritter.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Für den Touristenverkehr ist das an Naturschönheiten überaus reiche Isarthal oberhalb München erst durch die Isarthalbahn erschlossen worden, die zuerst nur von München bis Wolfratshausen führte, neuerdings aber bis Bichl verlängert ist und dort in die gleichfalls erst im Mai 1898 eröffnete Staatsbahnstrecke Penzberg—Bichl—Kochel mündet.

Nach Kochel am gleichnamigen See, dem Ausgangspunkte so vieler herrlicher Bergtouren, führen also jetzt zwei Eisenbahnlinien. Die Staatsbahnlinie geht vom Münchener Zentralbahnhof über Starnberg, Tutzing, Penzberg und Bichl nach Kochel und nimmt in Bichl die Bahn München—Wolfratshausen—Bichl auf. Letztere, die vom Münchener Isarthalbahnhofe ausgehende Isarthalbahn, die wir nachstehend näher zu schildern beabsichtigen, führt durch das romantische Isarthal und über Wolfratshausen und Beuerberg nach Bichl, wo sie — wie schon gesagt — in die erstere einmündet. Ihre Wagen gehen aber durch bis Kochel. Für die Besucher Münchens, welche nicht weiter als bis Kochel wollen, empfiehlt es sich, die eine dieser

Linien zur Hin-, die andere zur Rückreise zu benutzen, zumal sich ja ein Besuch des Starnberger Sees in bequemster Weise damit verbinden läßt. Um dies zu erleichtern, haben die beiden Bahnverwaltungen eine Anzahl ermäßigter Rundtourkarten ausgegeben; die Fahrpreise beider Strecken sind gleich, und die Zugsverbindungen decken sich auf beiden Bahnen.

Die Isarthalbahn ist von der Lokalbahn-Aktiengesellschaft in München erbaut und bis Wolfratshausen schon im Jahre 1891 eröffnet worden. Ihr Bahnhof befindet sich in der Staubstraße und kann mit den vom Sendlingerthorplatz und vom Zentralbahnhof ausgehenden elektrischen Trambahnen in zwölf Minuten erreicht werden. Es sei jedoch besonders darauf hingewiesen, daß man auch vom Münchener Zentralbahnhof aus über die Isarthalbahn nach Kochel fahren kann. Diese Reisenden müssen dann aber bis Großhesselohe die Staatsbahn benutzen und können dort erst auf die Isarthalbahn übergehen.

Die Isarthalbahn zieht sich auf dem linken Ufer des Flusses hin, durchweg parallel mit seinem Laufe. Die Isar, diese grüne Tochter der Berge, deren gebändigte Wellen jeder nach München kommende Fremde von der Maximilians- oder Ludwigsbrücke oder von der prächtigen Prinzregententerrasse beschaut, entspringt im Karwendelgebirge und wendet sich bei Scharnitz aus ihrem westlichen Laufe scharf gegen Norden. Zwischen der Arnspitze und dem Westende der Karwendelkette bricht sie nach den Vorbergen hinaus, nimmt bei Mittenwald die Leutasch auf und behält dann nördlichen Lauf bis Krün und Wallgau. Bevor sie den Walchensee erreichen konnte, von dem sie nur ein niedriger Bergriegel trennt, wendet sich die Isar wieder gegen Osten. Gegen Fall hin verengt sich ihr Thal, daß zuletzt nur noch eine ganz schmale Spalte offen bleibt, dann aber treten



Bei Thalkirchen: Holzbettler an der Isar.

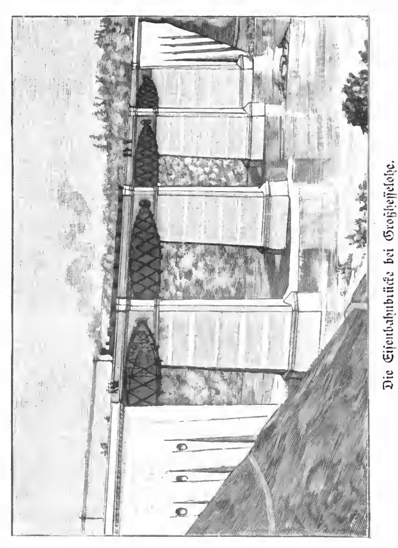
die Höhen zurück, und die ganze Bodengestaltung weist auf einen früheren See hin.

Bis über Tölz hinaus fließt die Isar in rein nördlicher Richtung ins Flachland und setzt bei Länggries oberhalb Tölz in einer Stromschnelle über den Felsendamm. Unterhalb Wolfratshausen verengert sich ihr Thal abermals mehr und mehr und nimmt wiederholt einen vollständig schluchtartigen-Charakter an; sie erreicht dann die bayerische Hauptstadt München, welche die Grenze zwischen dem Ober- und Unterland bildet. Weiter unterhalb werden beide Ufer von weitgedehnten Sumpf- und Torfmoorgründen begrenzt; um so reizvollere Landschaftsbilder dagegen eröffnet uns die Fahrt von München auf der Isarthalbahn stromaufwärts, die zunächst durch ebene Felder nach dem eine kleine Wegstunde von der Residenz entfernten Dorfe Thalkirchen geht, das anmutig am Uferhange liegt. Von der Hauptstadt bis dorthin kann man am Isarufer die typischen Gestalten der Holzbettler gewahren, die sich immer einzustellen pflegen, wenn die Flöße aus dem Gebirge stromabwärts kommen. Arme Weiber und Kinder sind es, die, sobald ein Floß in Hörweite kommt, mit lauter Stimme um glückliche Fahrt zu beten beginnen, wofür ihnen die Flößer manches Holzscheit zuwerfen.

Von Thalkirchen geht es weiter über das idyllische Maria-Einsiedel, das malerisch am Fuße des Obersendlinger Berges liegt, durch Buchenwald ansteigend auf die Hochebene empor. Die Bahnlinie zieht sich auf letzterer durch Felder und Waldungen bis zu ihrer Endstation. Will man also die am Felsenabhang oder an dem tief im Thale in seinem zerrissenen, engen Bette nach München zu vorwärtsstürmenden Flusse liegenden Ortschaften besuchen, so ist man auf kleine Fußwanderungen angewiesen.

Die Isarthalbahn überschreitet die Staatsbahn und er-

reicht dann Großhesselohe, einen vielbesuchten Sonntags-ausflugsort der Münchener mit schöner Isarbrücke, von



Die Eisenbahnbrücke bei Großhesselohe.

der man einen prächtigen Blick in das Isarbett und fluß-abwärts bis München hat. Berühmt ist die Großhesse-loher Kirchweihe, die unter ungeheurem Zudrange am

zweiten Pfingstfeiertage abgehalten wird. Von der Isarthalbahnstation Großhesselohe führt die Bahn durch ausgedehnte Waldungen und vom hohen Uferrande meist entfernt nach Pullach, das den Ausgangspunkt für verschiedene reizende Ausflüge bildet.

Einer der beliebtesten darunter führt uns nach der romantischen Burg Schwaneck, deren Zinnen und Erker an dem steil abfallenden linken Uferhange emporragen. Der berühmte Bildhauer Ludwig v. Schwanthaler, der Schöpfer der Bavaria, hat sie als das Ideal eines stilgerechten Ritterschlößchens aufführen lassen, das jedoch durch spätere Anbauten außerordentlich an seiner einfachen Schönheit eingebüßt hat. Trotzig hebt sich der Viereckturm mit der Warte, und hell glitzern im Strahl der Sonne die Bogenfenster. Später gehörte die Burg dem Herrn v. Meyerfels, der eine Besichtigung durch einzelne Personen gern zuließ, jetzt gehört sie einer englischen Dame, die ringsherum einen hohen Zaun hat aufführen lassen.

Das Dorf Pullach liegt gleichfalls oben am Uferabhang. Von der Terrasse des einzigen, aber eben deswegen um so besuchteren Gasthauses genießt man eine entzückende Aussicht in das Isarthal tief drunten. Eine halbe Stunde flußaufwärts liegt hoch am rechten Ufer Schloß Grünwald, der Jagdsitz der alten bayerischen Herzoge, nebst dem gleichnamigen Dorfe. Eine besonders an Sonn- und Feiertagen sehr stark benutzte Drahtseilfähre verbindet die beiden Orte Pullach und Grünwald. Wer von Großhesselohe zu Fuß dorthin wandern will, bleibe unten im Thalgrund. Der Weg führt beim Brunnwart vorüber und läßt unterhalb Schwaneck schöne Felspartien sichtbar werden. Pullach oben lassend, geht man weiter bis zum Wirtshaus Höllriegelsgreut und dann in einer Viertelstunde empor zur Haltestelle Höllriegelsgreut-Grünwald.

Die nächste, etwa eine Wegstunde entfernte Station ist Baierbrunn; kurz vorher hat man links durch eine Waldlücke einen schönen Blick auf die Alpen: Karwendel, Sel-

Burg Schwaneck.

rainer Gipfel und Wettersteingebirge. Eine Viertelstunde unterhalb des Ortes ragt aus der grünen, schäumenden Isar ein mächtiger Felsblock empor, der sogenannte Georgenstein, den angeblich die Römer einst als natürlichen Brückenpfeiler benutzt haben. Er wird nicht selten er-

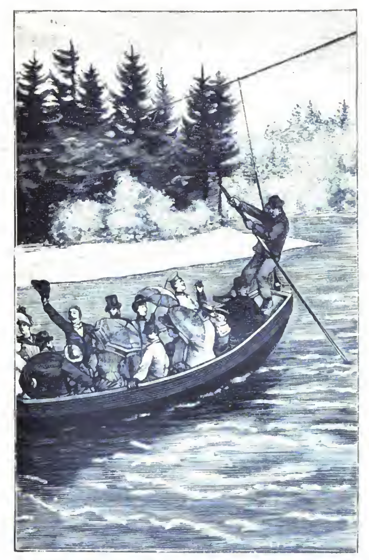
klettert, und auf seiner Spitze findet man sogar in einem Behälter ein „Fremdenbuch".

Von Baierbrunn geht es durch Wald zur Station Schäftlarn. Auf der Höhe liegt das Dorf Hohenschäftlarn und im Thale das berühmte Kloster Schäftlarn mit schöner Kirche und Benediktinerpriorat nebst Privatlateinschule.



Auf der Wirtshausterrasse in Pullach.

Am Fischerschlößchen vorbei gelangen wir zur Station Ebenhausen mit dem gleichnamigen Weiler, wo sich eine wegen ihrer guten Küche vielbesuchte Gastwirtschaft befindet. Namentlich an schönen Sommernachmittagen bildet sie ein beliebtes Ausflugsziel. Münchener Gastwirte, Bäcker und Metzgermeister, denen eigene Gefährte zur Verfügung stehen, kutschieren gern dorthin, um gemeinsam eine „Backhendl(Backhuhn)partie" abzuhalten. In rasendem Galopp, mit der Eisenbahn wettfahrend, dem Ziele zuzustreben, gilt manchen als besonders schneidig,



Drahtseilfähre zwischen Pullach und Grünwald.

führt aber auch oft mitunter zu Konflikten mit der Polizei.

Zehn Minuten nordwestlich von der Station Ebenhausen

liegt die Röschenauer Höhe (650 Meter) mit bemerkenswerter Alpenaussicht. Diese umfaßt die Schliersee, Tegernseer, Achenseer und Tölzer Berge, dann das die Benediktenwand überragende Karwendelgebirge, rechts davon über die Lücke des Walchensees hin die Selrainer Gipfel (Fernerkogl u. a.), Herzogstand, Heimgarten und Krottenkopf, das Wettersteingebirge mit Deutschlands höchster Erhebung, der Zugspitze, und teilweise vorgelagert das Ammergebirge. Ganz im Hintergrunde treten östlich noch hervor Kaiser, Wendelstein und Chiemseer Alpen, sowie im Westen die Lechthaler und Allgäuer Gipfel.

Ein anderer hübscher Ausflug geht von Ebenhausen an einem sehenswerten Gletscherschliff vorüber zu der mit Recht als Aussichtspunkt gerühmten Ludwigshöhe. Der Weg geht zunächst durch Buchenwald über Stufen hinab in den Thalgrund nach Schäftlarn, wo sich auch eine Brauerei mit Keller befindet. Dann über die Isarbrücke zum Fischerwirt und nun links etwa zwanzig Minuten aufwärts zu dem von Hermann v. Barth entdeckten Gletscherschliff. Die sogenannten Gletscherschliffe sind dadurch entstanden, daß in geologischer Vorzeit beim Vorrücken der Gletscher größere Gesteinsstücke, die am Grund des Eises sich befanden, auf der Wanderung thalwärts den felsigen Untergrund geritzt und poliert haben.

Gleich davor steht eine Bank, von der aus man bereits einen hübschen Ausblick genießt auf einen Gebirgsausschnitt mit der Zugspitze als Mittelpunkt, auf das Isarthal von Baierbrunn bis Wolfratshausen, auf Hohenschäftlarn, Fischerschlößchen und Ebenhausen. In einem Viertelstündchen steigt man nach Beigarten empor; wer bei den letzten Häusern links, nach Norden, abbiegt, erreicht in einer weiteren Viertelstunde den Weiler Daigstetten, der eine Merkwürdigkeit aufzuweisen hat. Es ist ein riesiger alter Birnbaum, in dessen Geäst ein

Podium mit Tischen und Bänken angebracht ist, zu dem man auf einer Holztreppe von siebenundzwanzig Stufen emporsteigt. Zumal wenn im Frühjahr der Baum in Blüte steht, ist es wunderbar schön dort oben; das Auge

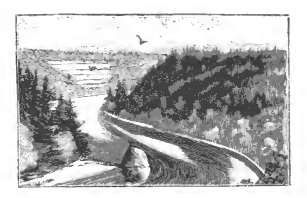


Schloß Grünwald.

umfaßt hier die Kette der Gebirge zwar nicht als Ganzes, sondern mehrfach durch Wäldchen unterbrochen. Um so freier gewahrt man aber im Norden München mit seinem Wahrzeichen, den beiden Frauentürmen mit ihren knopfartigen Hauben, und mit der Giesinger und Haidhauser Kirche. Rechts davor taucht in der Nähe hinter einem Waldstreifen Straßlach auf, weiter Großdingharting und

Kleindingharting und rechts von Beigarten das Isarbett mit Wolfratshausen im Hintergrund. In dem nahen Bauernhause ist auch für leibliche Erquickung gesorgt.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir nach Beigarten zurück und setzen dann über Kleindingharting unseren Weg auf die von einer Kapelle gekrönte Ludwigshöhe (692 Meter) fort, wo sich ein fast endloser Bergkranz vor dem überraschten Besucher ausbreitet. Die Salzburger Berge im äußersten Osten werden allerdings



Der Georgenstein in der Isar bei Baierbrunn.

durch davorliegende Berge verdeckt; um so schöner und freier zeigen sich die südlichen Gruppen und im Westen über Karwendel und Wetterstein, die etwa die Mitte des Panoramas einnehmen, hinaus die ganze Kette der Algäuer Gipfel, die der Hohe Peißenberg abzuschließen scheint. Den Rückweg nehmen wir auf der südlichen Straße nach Deining, wohin wir abwärts steigend in ungefähr einer halben Stunde gelangen. Gleich außerhalb dieses Dorfes führt rechts ein Sträßchen in etwa anderthalb Stunden nach Hornstein, bei dessen Kirchlein im ersten Frühjahr die reizenden Frühlings-Knotenblumen in Massen blühen. Dann über Aumühle und Fischerwirt

nach Ebenhausen zurück und mit der Bahn weiter nach Wolfratshausen.

Zumal bei reiner Gebirgsaussicht werden Freunde von Fußwanderungen es jedoch vorziehen, direkt von Horn-



Kloster Schäftlarn.

stein dorthin ihren Weg fortzusetzen. Hinter dem letzten Hause des Ortes, der sogenannten Schwaige, bilden ein Steinhaufen und ein Ziehbrunnen die letzten Ueberreste des alten Schlosses Hornstein und seiner dem heiligen Georg geweihten Kapelle. Weiterhin fällt das Gelände steil gegen die Isarauen und den sogenannten Graben ab. Die

Bergspitzen verschwinden, aber um so anziehender wirkt jetzt im Gegensatz zu dem vorherigen Alpenpanorama die Aussicht auf das Isarbett mit Schäftlarn und auf die jenseitigen Höhen von Hohenschäftlarn bis nach Icking. In letzterem Dorfe sieht man schon die ersten Häuser im Gebirgsstil. Berg- und Thalaussicht bietet sich vereint dem Wanderer dar, sobald er, dem von Hornstein auf der Höhe nach dem Dorfe Sachsenhausen führenden Wege folgend, nach einer Viertelstunde etwa aus einem kleinen Wäldchen wieder ins Freie gelangt. Hier überblickt er in der Ferne einen ausgedehnten Halbkreis blauender Berge bis über die Zugspitze hinaus, während von unten die grüne Isar mit ihren weißen Kiesbänken heraufblinkt.

Immer im Angesicht des Gebirges geht es nun weiter über Sachsenhausen nach dem weithin sichtbaren Ergertshausen, wo sich außerhalb des Ortes bei einem Feldkreuz neben der Straße wiederum eine umfassendere Aussicht bietet. In südwestlicher Richtung schreitet man auf Waldwegen abwärts, bis man etwas oberhalb der Restauration „Zum Aujäger“ auf die Landstraße gelangt. Nochmals eröffnet sich auf der Isarbrücke, Wolfratshausen gerade gegenüber, ein herrlicher Blick auf das breite Kiesbett der Isar, in die als Querriegel grüne Waldungen vorzuspringen scheinen, mit der abschließenden großartigen Bergscenerie. Von waldumrauschter Höhe grüßt auch das stolze Schloß Eurasburg herüber, das in Wolfratshausen selbst dem Blicke verdeckt ist.

Wolfratshausen selbst ist ein behäbiger Marktflecken, der sich malerisch zwischen der sich hier in die Isar ergießenden Loisach und dem in hübsche Anlagen umgewandelten Steilhang in langer Zeile ausdehnt. Vom Kalvarienberg, zu dem Kreuzwegstationen emporführen und auf dessen Höhe einst die Burgen der Grafen von Wolf-

ratshausen und von Starnberg sich erhoben, schaut man hinab auf die Vereinigung von Isar und Loisach, deren Gewässer einen auffallenden Gegensatz bilden. Die vom Fuße der Zugspitze herkommende Loisach hat nämlich im Kochelsee ihr Geröll und ihre Wildheit verloren, während die Isar hier noch ganz die ungebändigte Tochter der

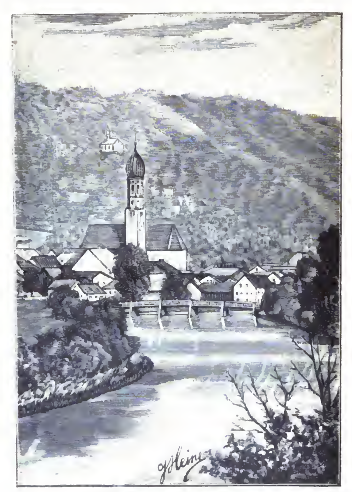


Zur „Backhendlpartie“ nach Ebenhausen.

Berge ist. Von Wolfratshausen kann man zu Fuß in fünf bis sechs Stunden nach Tölz, das in südöstlicher Richtung schon ganz am Fuße des Gebirges liegt, und in zwei Stunden westlichen Wanderns auf verschiedenen Wegen zum Starnberger See gelangen.

Uns bringt die Isarthalbahn weiter nach Station Beuerberg, in dessen Nähe sich die ausgedehnten Baulichkeiten des gleichnamigen Klosters erheben. Auch von hier kann man auf besonders genußreichen Wegen nach Seeshaupt am Starnberger See gelangen. Den kürzeren Weg bildet

die Straße, die sich durch Wald entlang zieht; der längere geht auf halbwegs offener Straße über Hohenleiten. Gleich hinter Beuerberg zieht sich der Pfad hierhin eine Zeitlang



Ansicht von Wolfratshausen.

durch Wiesen, dann durch Gehölze. Man kommt an ein großes Gehöft, zum „Bachbauern" geheißen, das sich rückwärts an den Wald lehnt. Dann steigt der Weg mäßig

empor, eine mit jedem Schritt sich weiter erstreckende Aussicht gewährend. Von roter Wegmarkierung geleitet, gelangt man beim Steigen zu einem großartigen Gebirgspanorama, das seinen Glanzpunkt bei dem Oekonomieanwesen Hohenleiten erreicht. Die Rundschau erstreckt sich von den Salzburger Bergen ungehindert bis zu den Höhenzügen bei Dachau, dessen hellglänzendes Schloß deutlich wahrnehmbar ist. Der Besitzer jenes Anwesens hat ein „Salettl“ erbauen lassen, von dessen Veranda der Wanderer in behaglicher Ruhe dieses entzückenden Bildes sich erfreuen mag. Der Spiegel des Kochelsees, die Türme von Bichl und Benediktbeuern grüßen hinauf zu dieser Höhe. Von Hohenleiten endlich zieht sich ein weißmarkierter Weg, durch schattiges Gehölz und durch Hochwald, an der Seite eines dem See zu eilenden Bächleins, nach dem lauschigen Seewinkel St. Heinrich und nach Seeshaupt.

Wer die Isarthalbahn in Beuerberg nicht verläßt, fährt nun, durch schimmerndes „Moos“ (Moor) und vorüber an stattlichen Gehöften, den blau dämmernden Bergen entgegen. Links oben erscheint Bad Heilbrunn, wo die sehr jodhaltige Adelheidsquelle entspringt; dann erreichen wir das liebliche und obstreiche Dorf Bichl und mit ihm zugleich den Endpunkt der Isarthalbahn. Von hier bringt, wie oben bemerkt, die Staatsbahn die Reisenden weiter zum grünen, bergumschlossenen Kochelsee.





Afrikanische Nashornjagden.

Skizze von **Th. v. Wittembergk.**

Mit Illustration.

Während der Elefant, auch wenn er verfolgt wird, eine bemerkenswerte Ueberlegung und stolze Mäßigung zur Schau trägt, zeichnet sich das Nashorn unter den afrikanischen Dickhäutern durch seine blinde Wut und maßlose Grimmigkeit aus. Daher gilt auch die Nashornjagd für bedeutend gefährlicher als die Elefantenjagd, so daß es nur ganz erprobte Jäger wagen, dem Nashorn die Stirn zu bieten. Denn wenn selbst die Kugel gut trifft, so wird das Tier durch einen einzigen Schuß gewöhnlich noch nicht niedergeworfen, und nur zu leicht entwickelt sich die Jagd zu einem Kampf auf Tod und Leben.

Das Nashorn lebt in der Regel einzeln, nur zuweilen thut es sich zu Trupps von vier bis acht Stück zusammen. Dies trifft sowohl für das Doppelnashorn oder Schwarznashorn als auch für das Stumpfnashorn oder Weißnashorn zu. Beide Arten verbringen den größten Teil des Tages schlafend im Dickicht, wobei das erstere mehr den geschlossenen Urwald, das letztere mehr das Gebüsch der Grassteppe bevorzugt. Ein notwendiges Bedürfnis ist beiden die Nähe von Wasser. Der Schlaf der

Nashörner ist ein sehr tiefer, so daß sie sich während desselben sehr leicht beschleichen lassen. Oftmals lassen sie dabei ein dröhnendes Schnarchen hören, das den Jäger erst auf den Lagerplatz eines Nashorns aufmerksam macht, wie es beispielsweise auch dem portugiesischen Forschungsreisenden Serpa Pinto erging, als er mit seiner Trägerkarawane am Limpopofluß das Lager aufgeschlagen hatte.

„Meine Leute," berichtet er, „waren zum Fluß hinabgegangen, um zu fischen. Ich selbst hatte eine Zeitlang dem Fang zugesehen und ging dann zum Lager zurück, das ungefähr eine Viertelstunde vom Fluß entfernt war. Es begleitete mich auf dem Heimwege einer meiner Träger, der ein ziemlich jagdkundiger Mann war. Wir waren bereits ein Stück durch ein dichtes Mimosengebüsch gegangen, als ein schnarrendes Geräusch erst leiser und dann, je weiter wir vorschritten, desto lauter an unser Ohr klang. Mein Begleiter blieb stehen, horchte gespannt nach der Richtung des Geräusches hinüber und sagte dann bestimmt: „Ein Nashorn!" Ich hatte bereits in der Nähe des Flusses mehrfach die Wechsel von Nashörnern, lange, schnurgerade Pfade, gesehen, auf denen sie in den ersten Nachtstunden zum Wasser hinabgehen, um ein Schlammbad zu nehmen. Die Wechsel der Nashörner unterscheiden sich von denen der Elefanten dadurch, daß auf ihnen die schwächeren Bäume und das Buschwerk niedergebrochen sind, während die Elefanten die ihnen hinderlichen Bäume ausreißen, entlauben und zur Seite werfen. Da mein Begleiter unbewaffnet war, so befahl ich ihm, zurückzubleiben, während ich selbst in der Richtung der Schnarchtöne des gewaltigen Schläfers vorwärts drang. Das dichte Mimosengebüsch, das sich mit seinen Stacheln an meiner Kleidung festhakte, erschwerte mir das Eindringen außerordentlich und verhinderte außerdem den freien Ueberblick. Nur aus der zunehmenden Stärke des Schnarchens entnahm ich, daß

ich dem Tiere nicht mehr fern sein konnte. Plötzlich flogen schreiend ein paar Nashornvögel auf, jene zu den Madenhackern gehörenden Vögel, die die unzertrennlichen Gesellschafter der Nashörner sind. Ich wußte jetzt, daß ich in unmittelbarer Nähe des Tieres war. Das Mimosengebüsch wurde lichter, und ich trat auf eine wiesenartige Fläche hinaus, die mit einzelnen Bäumen bestanden und ungefähr hundert Schritte lang war. An dem mir entgegengesetzten Ende standen nur vereinzelte Mimosenbüsche, und das Gelände stieg hier sanft an. Unter dem dunkeln Schatten des Buschwerkes zu meiner Rechten sah ich eine grauweiße Masse liegen — ein Weißnashorn. Es lag halb auf dem Bauche, halb auf der Seite und hatte den Kopf weit vorgestreckt. Ich näherte mich ihm vorsichtig bis auf fünfzig Fuß und gab, hinter das Ohr zielend, Feuer. Im Augenblick war das Tier auf den Beinen, brüllte ingrimmig auf und schoß über die Wiese hinweg die Anhöhe hinauf. Ich hatte eben den abgeschossenen Lauf meiner Doppelflinte geladen und wollte gerade dem davonstürmenden Ungetüm einen zweiten Schuß nachsenden, als es plötzlich auf der Anhöhe Halt machte und sich umwendete. Nur einen Moment faßte es mich ins Auge, dann kam es auch schon, den Kopf tief gesenkt haltend, auf mich zu gestürmt. Ich war mir der Gefahr, die mir bevorstand, vollkommen bewußt und feuerte, als das Tier etwa vierzig Schritte von mir entfernt war. Aber war die Erregung oder ein unglücklicher Zufall daran schuld — die Kugel flog über den Kopf des Tieres hinweg.

Alles dieses trug sich in wenigen Sekunden zu. Ich hatte noch nicht Zeit, das Gewehr nochmals anzulegen, als ich auch schon das wutschnaubende Ungeheuer vor mir sah. Ein Schuß war unmöglich, und so sprang ich denn, mit den Gewohnheiten des Nashorns vertraut, blitzschnell zur Seite. Was ich gehofft hatte, trat ein. Das Tier

raste geradeswegs weiter bis zum Rande des Mimosendickichts hin. Ich benutzte die Zwischenpause, um mich hinter einen der starken Baobabbäume zu flüchten, die auf der Wiese standen. Das Nashorn hatte sich jetzt zum zweitenmal umgewendet, lugte aus und hatte mich bald an meiner hellen Kleidung hinter dem Baum entdeckt. Sofort ging es von neuem zum Angriff vor. Es war jetzt augenscheinlich in der höchsten Wut. Heranbrausend schaukelte es den Kopf wiegend hin und her, warf den stumpfen Schwanz in die Höhe und riß mit dem Horn tiefe Furchen in den Boden. Ich hatte nur noch einen Schuß in der Büchse, da mir zum Laden keine Zeit

Auf der Nashornjagd.

geblieben war. Ging auch dieser fehl, so stand ich für den Augenblick dem Nashorn wehrlos gegenüber. Dieser Gedanke, der mich im Fluge durchzuckte, gab mir seltsamerweise eine eisige Ruhe. Nur zehn Schritt noch war das dumpf brüllende Tier von mir entfernt, da schoß ich. Mit einem zuckenden Satz schnellte es empor, versuchte sich nochmals nach vorn zu werfen und fiel dann röchelnd zu Boden, wo es sich, mit den Füßen schlagend, herumwälzte. Da ich die Widerstandsfähigkeit des Nashorns kannte, lud ich erst mein Gewehr und gab einen neuen Schuß ab. Noch einmal bäumte sich das Tier halb auf, dann sank es matt zurück, ein Zucken überflog den gewaltigen Körper, die Beine streckten sich — es war verendet.

Ich war noch mit der Besichtigung des Tieres beschäftigt, als mein eingeborener Begleiter herbeigeeilt kam. Die Schüsse hatten ihn herbeigelockt. Als ich ihm kurz mein Abenteuer mitteilte, machte er anfänglich ein ernstes Gesicht, dann aber jubelte er um so mehr über den glücklichen Ausgang. Das erlegte Nashorn war nach seiner Angabe außergewöhnlich groß. Das Stoßhorn maß ein volles Meter."

Um die dritte Stunde nach Einbruch der Nacht begiebt sich das Nashorn nach einem fließenden oder stehenden Gewässer, um sich im Schlamme zu wälzen und sich mit einer dicken Schlammkruste zu überkleiden, die ihm zum Schutze gegen die Fliegen, Mücken und anderen Insekten, welche es am Tage stetig umsummen, so nötig ist. Geht der Jäger an einem von Nashörnern besuchten Gewässer auf den Anstand, so hat er die beste Gelegenheit, auf die Tiere zum Schuß zu kommen. Allerdings ist dabei die Lage des Jägers sehr gefährlich. Diese Jagdart befolgte besonders der dänische Reisende Anderson, der in den südlicheren Teilen Afrikas jagte. In einer hellen Mondscheinnacht begegnete ihm folgendes Abenteuer an einem

kleinen Teich im Damaralande. „Während ich," erzählt er, „in Gedanken versunken auf dem Anstand saß, sah ich plötzlich in geringer Entfernung ein großes Weißnashorn seinen dicken, unförmlichen Kopf aus dem Gebüsch hervorstrecken, und bald darauf kam es bis auf zwölf Schritt an mein Versteck heran. Es kehrte mir seine Breitseite zu, und ich versäumte nicht, zu schießen. Das Tier fiel zwar nicht sogleich tot nieder, aber ich hatte allen Grund zu glauben, daß es nicht lange mehr leben würde.

Ich hatte kaum aufs neue geladen, als ein Schwarznashorn am Wasser stand und trank, obwohl seine Stellung nicht besonders günstig für meinen Schuß war. Es war jedoch sehr nahe, und ich glaubte daher mit ziemlicher Gewißheit ihm ein Bein zerschießen zu können und es dadurch invalid zu machen, was auch wirklich glückte. Mein Schuß schien es ganz wahnsinnig zu machen; es stürzte auf drei Beinen weiter, als ich einen zweiten Schuß, anscheinend mit guter Wirkung, that. Aber zu bekannt mit den Eigentümlichkeiten des Nashorns, als daß ich es hätte wagen können, ihm unter allen Umständen zu folgen, beschloß ich, geduldig das Tageslicht abzuwarten. Doch es sollte nicht dahin kommen.

Da keine Tiere weiter erschienen, bekam ich bald Lust zu sehen, was aus dem verwundeten Weißnashorn geworden sei, und bald fand ich es tot daliegen; meine Kugel hatte es fast auf der Stelle getötet. Als ich darauf nach meinem Anstandsplatze zurückkehrte, kam ich zufällig in die Richtung, in welcher das Schwarznashorn fortgelaufen war, und mein Unglück wollte, daß ich sogleich mit ihm zusammentraf. Es stand noch auf den Beinen, aber, wie früher schon, ungünstig für einen Schuß. Ich hoffte jedoch, daß ich es veranlassen könnte, diese Stellung mit einer vorteilhafteren zu vertauschen, wodurch es mir möglich würde, es niederzuschießen. Deshalb nahm ich

einen Stein und warf mit aller Macht nach ihm. Aber das Nashorn fing furchtbar zu schnauben an, hob den Schwanz in die Höhe, beugte den Kopf zur Erde und stürzte wütend auf mich los, während Wolken von Staub unter seinen Füßen aufwirbelten. Kaum konnte ich das Gewehr anlegen und schießen, als es schon in unmittelbarer Nähe war, und im nächsten Augenblick, als ich mich instinktmäßig umdrehte, um mich zurückzuziehen, riß es mich zu Boden. Der Stoß war so heftig, daß Büchse und Kugeltasche, sowie meine Mütze fortflogen. Später fand ich, daß die Büchse zehn Fuß weit fortgeschleudert worden war. Als das Tier auf mich los stürzte, hatte ich noch so viel Geistesgegenwart, daran zu denken, daß, wenn ich nicht auf der Stelle von seinem Horn durchbohrt würde, es so im Schusse sein würde, daß es ein Stück über mich hinwegfliegen müßte, und ich so die Möglichkeit hätte, zu entkommen. So geschah es auch. Denn als es mich, während infolge des gewaltigen Anlaufs sein Kopf bis zur Hälfte im Sande vergraben war, umstieß und heftig auf mich trat, fuhr es mit seinem Vorderkörper über mich hinweg, so daß ich, als es sich anschicken wollte, seinen Angriff zu erneuern, zwischen seinen Hinterbeinen hervorzuschlüpfen vermochte.

Aber das gereizte Tier wollte sich nicht so leicht von mir trennen. Ich war kaum wieder auf den Beinen, als es mich zum zweitenmal umriß und mit seinem Horn mir den rechten Schenkel, wenn auch nicht tief, vom Knie bis zur Hüfte aufschlitzte, während es mich mit den Vorderfüßen in die linke Schulter schlug, nahe am hinteren Teile des Halses. Meine Rippen krachten unter der ungeheuren Schwere, und ich glaube, daß ich einen Augenblick das Bewußtsein verlor, wenigstens hatte ich nur noch undeutliche Vorstellungen von dem, was weiter geschah. Alles, was ich weiß, ist, daß, als ich meinen Kopf erhob, ich ein wildes Schnauben und Krachen im nahen Walde hörte.

Mit vieler Mühe erhob ich mich und schleppte mich, so gut es gehen wollte, bis an den nächsten Baum, um Schutz zu suchen. Aber diese Vorsicht war nicht nötig, denn das Tier zeigte, wenigstens für den Augenblick, keine Lust, mir noch etwas zuleide zu thun. Es hatte mich aus dem Gesicht verloren, entweder im Kampfe selbst oder infolge der Verwundung. Wie dem nun auch sein mag, ich kam mit dem Leben davon, wenn auch schwer verwundet und schlimm zugerichtet.

Während des größten Teiles des Kampfes hatte ich meine Geistesgegenwart beibehalten, aber als die Gefahr vorüber war, und ich meine wirren Gedanken sammelte, empfand ich ein nervöses Zucken und gewaltiges Zittern am ganzen Leibe. Bei Sonnenaufgang kam mein junger eingeborener Diener nach dem Platze, um meine Büchse und die anderen Sachen nach dem Lager zu holen. Ich erzählte ihm mit wenigen Worten, was mir widerfahren war. Er hörte es mit scheinbarem Mißtrauen an, als ich ihm aber den aufgeschlitzten Schenkel zeigte, sah er wohl, daß ich nicht scherzte.

Ich befahl ihm nun, eine der Büchsen zu nehmen und das verwundete Nashorn aufzusuchen, setzte aber hinzu, er solle vorsichtig sein, wenn er sich dem Tiere nähere, denn ich hatte Grund zu glauben, daß es noch lebe. Nur wenige Minuten war er fort, als ich einen Notruf hörte. Der Gedanke durchzuckte mich, daß das Tier auch den jungen Burschen angefallen habe. Nun ergriff ich meine Büchse und eilte durch das Gebüsch, so schnell es meine Verletzungen erlaubten, und als ich einige hundert Schritte gegangen war, zeigte sich mir ein Auftritt, der mir noch nach vielen Jahren vor der Seele stand. Mitten im Gebüsch und nur wenige Fuß voneinander entfernt stand das Nashorn und der Junge. Das erstere hielt sich noch auf seinen drei Beinen aufrecht, war mit Blut und Schaum

bedeckt und schnaubte wie rasend, der letztere, versteinert vor Schreck, stand wie bezaubert und angewurzelt an seiner Stelle. Ich schlich mich daher an die entgegengesetzte Seite des Tieres heran, dem Jungen gegenüber, um seine Aufmerksamkeit von ihm abzulenken, legte an und schoß, als das Nashorn wütend vor- und rückwärts sprang, ohne es auf einen bestimmten Gegenstand abgesehen zu haben. Währenddem gab ich Schuß auf Schuß ab, aber es schien, als wollte es nichts helfen. Endlich brach es langsam zusammen, und in der Ueberzeugung, daß es nun im Todeskampfe liege, und alle Gefahr vorüber sei, ging ich unachtsam heran und hielt ihm den Gewehrlauf an das Ohr, um seinem Leben vollends ein Ende zu machen. Da erhob es sich zu meinem Schreck nochmals. Ich zielte eilig, drückte los und zog mich augenblicklich zurück, während es mich mit aller Kraft verfolgte. Doch dauerte die Verfolgung nicht lange, denn als ich eben hinter ein Gebüsch sprang, um mich zu retten, fiel es unmittelbar vor der Mündung meines Gewehres tot nieder. Im nächsten Augenblick würde es mich mit seinem Horn durchbohrt haben.

Am nächsten Tage fingen blaue Flecke an sich an meinem Körper zu zeigen, und am dritten Tage waren sie so entwickelt, daß ich ganz blau und schwarz aussah. Soviel ich merkte, war nichts gebrochen, aber die brennenden und quälenden Schmerzen in der Gegend der Brust deuteten offenbar darauf hin, daß innere Teile verletzt worden waren. Anfangs war ich sehr besorgt um mein Leben, nach schwerem Leiden erholte ich mich jedoch wieder." —

Nachdem das Nashorn das Schlammbad eingenommen hat, geht es auf die Weide, wo es Baumzweige, Gras und Kräuter verzehrt. Hier verbleibt es gewöhnlich bis Sonnenaufgang. Mitunter dehnt es aber seinen Aufent-

halt noch bis in die ersten Morgenstunden hinein aus, und bei solchen Gelegenheiten passiert es, daß der Jäger ganz unvermutet auf dasselbe stößt. „Als ich einst," berichtet Oswell, „auf der Rückkehr von einer Elefantenjagd begriffen war, bemerkte ich zufällig ein großes Stumpfnashorn in kurzer Entfernung von mir. Ich ritt ein vortreffliches Jagdpferd, das beste und flotteste, welches ich jemals während meiner Jagdzüge besessen habe, doch war es sonst meine Gewohnheit, niemals ein Nashorn zu Pferde zu verfolgen, einfach deshalb, weil man sich dem Nashorn weit leichter zu Fuß als zu Pferde nähern kann. Bei dieser Gelegenheit jedoch schien es, als ob das Schicksal dazwischen treten wolle. Meinen Begleitern mich zuwendend, rief ich aus: „Wahrhaftig, das Tier hat ein gutes Horn, ich will ihm einen Schuß geben." Mit diesen Worten gab ich meinem Pferde die Sporen, war in kurzer Zeit neben dem ungeheuren Tiere und sandte ihm einen Augenblick später eine Kugel in seinen Leib, doch, wie sich zeigte, nicht mit tödlicher Wirkung. Das Nashorn blieb ruhig stehen, drehte sich rasch herum und kam, nachdem es mich einige Augenblicke neugierig angesehen hatte, langsam auf mich los. Ich dachte noch gar nicht an die Flucht, demungeachtet versuchte ich, mein Pferd wegzulenken. Aber dieses Geschöpf, gewöhnlich so gelehrig und lenksam, welchem der kleinste Druck des Zügels genug war, verweigerte jetzt ganz entschieden, mir zu gehorchen. Als es zuletzt doch folgte, war es zu spät, denn das Nashorn war uns bereits so nahe gekommen, daß ich wohl einsah, ein Zusammentreffen mußte unvermeidlich sein. Und in der That, einen Augenblick später bemerkte ich, daß das Ungetüm seinen Kopf senkte, und indem es denselben rasch nach oben warf, stieß es sein Horn mit solcher Kraft zwischen die Rippen meines Pferdes, daß es durch den ganzen Leib und selbst durch den Sattel hindurch-

fuhr, und ich die scharfe Spitze in meinem Bein fühlte. Die Kraft des Stoßes war so furchtbar, daß mein Pferd einen wirklichen Purzelbaum in der Luft schoß und dann langsam nach rückwärts zurückfiel. Was mich anbelangt, so wurde ich mit Gewalt gegen den Boden geschleudert, und kaum lag ich hier, als ich auch schon das Horn des wütenden Tieres neben mir erblickte. Doch es hatte anscheinend seine Wut gekühlt und seine Rache gestillt. Denn plötzlich ging es in einem leichten Galopp vom Schauplatze seiner Thaten ab. Inzwischen waren meine Begleiter näher gekommen. Ich eilte zu einem derselben hin, riß ihn vom Pferde, sprang selbst in den Sattel und stürmte, ohne Hut, das Gesicht von Blut überströmt, rasch dem sich zurückziehenden Tiere nach, welches ich zu meiner großen Genugthuung wenige Minuten später leblos zu meinen Füßen hingestreckt sah." —

Obwohl das Nashorn sonst in seinen Bewegungen schwerfällig ist, so vermag es doch unter Umständen auch eine staunenswerte Schnelligkeit zu entwickeln. Es ist, von Furcht und Schrecken getrieben, sogar im stande, ein gutes Pferd an Geschwindigkeit zu übertreffen. Eines Tages unternahm Baker zu Pferde in Gesellschaft mehrerer ebenfalls berittener Nubier einen Jagdausflug durch die Grassteppen am oberen Setit. Man war bereits eine Strecke geritten, als der Führer des Zuges auf einen dichten Busch zeigte und den Ruf ausstieß: „Um gurrin — Nashörner!" Baker ritt an den Busch heran, in dessen Schatten zwei Weißnashörner schliefen, und gab Feuer. Beide sprangen sofort auf, aber während das eine sich sogleich zur Flucht wandte, stürmte das andere mit einem lauten, scharfen Pfeifen auf den Jäger an. Abermals gab Baker einen Schuß ab, und nun machte auch dieses Tier Kehrt und stürzte seinem vorangeeilten Genossen nach. Die Reiter warfen jetzt schnell ihre Pferde herum und

verfolgten die Flüchtlinge in schärfster Gangart. Fast eine Stunde hatte die Hetzjagd gedauert, ohne daß es gelang, ihnen näher als etwa zehn Fuß zu kommen. Vier von den Pferden waren bereits ermattet, als die Nashörner einem ausgedehnten Mabbakdorndickicht zu eilten. Hier erst glückte es einem der Nubier, das eine der Nashörner so weit einzuholen, daß er ihm mit dem Säbel einen wuchtigen Schlag in das Hinterbein versetzen konnte, im nächsten Augenblick war es aber auch schon mit seinem Genossen im Dickicht verschwunden.

Unglücksfälle kommen bei der Nashornjagd ziemlich häufig vor, da die Tiere sehr zählebig sind und außerdem jede Gelegenheit benutzen, wo sie einen ihrer Verfolger anfallen können. Ein mit voller Kraft ausgeführter Stoß mit dem Horn bedeutet den sofortigen Tod. Von einem solchen Unglücksfall berichtet Kolbe. Er hatte sich eines Tages in den ersten Morgenstunden am Ufer des Omanbondeflusses auf einem Elefantenwechsel aufgestellt, da er Elefanten zu jagen beabsichtigte. „Rings um mich her," schreibt er, „herrschte tiefe Stille. Nachdem ich lange Zeit in einer Bodeneinsenkung auf das Erscheinen von Elefanten vergeblich gewartet hatte, beschloß ich, nach meinem Lager zurückzukehren. Kaum hatte ich jedoch einige Schritte in der Richtung dahin zurückgelegt, als ich zu meiner Freude zwei Schwarznashörner gemächlich heranschlendern sah. Schnell ließ ich meine Reservebüchse und meine Decke fallen, legte mich platt auf den Boden und begann auf meine unerwartete Beute los zu kriechen. Leider gewährte mir die Oertlichkeit durchaus keinen Schutz, und der Angriff war daher schwierig und gefährlich auszuführen.

Ich hatte erst eine geringe Strecke auf diese Weise zurückgelegt, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte, daß die Nashörner sich vom Wasser wegwendeten

und gerade auf mich los kamen. In etwa neunzig Fuß Entfernung blieben die Tiere plötzlich stehen und schienen die verdächtige schwarze Masse vor ihnen argwöhnisch zu prüfen. Einen schnaufenden Ton von sich gebend und die Köpfe emporreckend, gingen sie einige Schritte zurück, wie um sich zum Angriff vorzubereiten. Schnell kniete ich daher nieder, nahm das vorderste Tier aufs Korn und drückte ab. Die Kugel traf ihr Ziel, das verwundete Tier wendete sich ein wenig nach rechts und stürmte von seinem Gefährten begleitet wild davon. Nach wenigen Minuten blieben sie lauschend stehen, als ich aber versuchte, mich abermals an sie heranzuschleichen, machte das eine von ihnen plötzlich einen wütenden Angriff auf mich, so daß ich es für geraten hielt, mich durch eine schleunige Flucht zu retten. Ich kam glücklich nach meinem Lager.

Sobald es hell genug war, um die Spur der Nashörner verfolgen zu können, brach ich in Begleitung meines besten eingeborenen Gefährten, Namens Kozengo, und eines Negerjungen Chokoroo, der meine Reservebüchse trug, auf. Bald gelangten wir an den Ort, wo ich die Nashörner verlassen hatte. Blutspuren bezeichneten den Weg des einen, dessen rechtes Vorderbein augenscheinlich zerschmettert sein mußte. Eben betraten wir ein Gehölz von Dornsträuchern, als plötzlich mein Begleiter Kozengo „Tot!“ ausrief, und wirklich, da lag das riesige Tier am Boden, allem Anscheine nach eine Leiche.

Als ich aber einige Schritte vorwärts gethan hatte, so daß ich das Tier wegen eines Dornbusches nicht sehen konnte, sah ich meine Begleiter schleunigst entfliehen. Hastig blickte ich mich um und sah das totgeglaubte Nashorn trotz seines verkrüppelten Zustandes schnell genug aus dem Busch hervorstürzen. Auch ich floh. Bei meiner eiligen Flucht fiel mir der Hut vom Kopf und gerade vor meinen Verfolger, der darüber erschrocken stehen blieb.

Ich feuerte, aber das Tier stürmte wieder mit furchtbarem Schnauben vorwärts. Nach kurzem Lauf machte es von neuem Halt, so daß ich nochmals feuerte. Diesmal saß mein Schuß, und das riesige Tier sank krachend tot zu Boden.

Als ich meine entflohenen Leute zurückrufen wollte, hörte ich plötzlich einen Aufschrei Chokoroos, der gleich darauf aus dem Gebüsch hervortrat. Von einer Ahnung ergriffen, fragte ich ihn hastig, wo Kozengo sei. „Tot, Herr!" erwiderte er schluchzend. „Tot?" wiederholte ich ungläubig, da mir das Nashorn keinen Augenblick aus dem Gesicht gekommen war. Wir brauchten nicht weit in das Dickicht hineinzugehen, als ich Kozengo auf dem Boden liegen sah. Die Stirn war ihm durch einen einzigen Hornstoß zerschmettert worden. Wie sich ergab, hatte er sich zu Boden geworfen, und das Tier hatte, während es mich verfolgte und bei ihm vorbeistürmte, ihn getötet."

Das Nashorn ist ein Freund der Wildnis. Von dort, wo es zu sehr beunruhigt wird, weicht es zurück. Es ist daher anzunehmen, daß es mit der Ausbreitung der Kultur in immer entlegenere Gebiete sich zurückziehen wird.





Wie die Alten schwere Lasten bewegten.

Technische Rückblicke von **Fr. Regensberg.**

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir die Werke und Denkmäler des Altertums auch noch so genau durchforschen, so wird dadurch die Schwierigkeit, uns recht lebendig in jene ferne Vorzeit zurückzuversetzen, doch nur wenig vermindert. Einzelne Seiten und Richtungen des damaligen Lebens lernen wir vielleicht genügend kennen, das Ganze dagegen wird nie völlig begriffen werden. Wir stehen eben uns gänzlich fremd gewordenen Verhältnissen und Zuständen gegenüber, und die auf uns gelangten Schriftwerke, Bauten und sonstigen Hervorbringungen jener Zeiten genügen nicht entfernt, um über alles das, was uns zum völligen Verständnis des Altertums zu wissen nötig wäre, Aufklärung zu geben; überall stoßen wir auf Lücken und ungenügende Berichte.

Unsere Archäologen und Architekten wissen ganz genau, daß die Völker des Altertums bei ihren Bauten viel größere Steine verwendeten als die heutigen Baumeister. Alle diejenigen, welche Aegypten, Griechenland u. s. w.

bereist haben, betrachten mit Erstaunen und Bewunderung jene riesenhaften Mauern, Säulen und Tragesteine und fragen sich: Wie haben es die Alten mit ihren ganz primi-



Balkentransport auf den Schultern (nach einem älteren Bilde).

tiven Werkzeugen fertig gebracht, diese enormen Steinblöcke fortzuschaffen und an ihre Stelle zu bringen?

Solche Fragen drängen sich uns namentlich auf gegenüber den ägyptischen Pyramiden, diesen ältesten, in ein fast fabelhaftes Altertum hinaufreichenden Denkmälern der Erde, und nicht minder vor den sogenannten cyklopischen

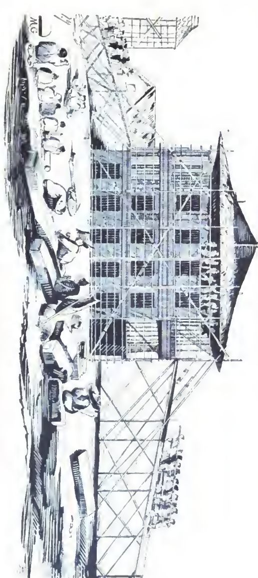
Mauern, die in die früheste Zeit des hellenischen Altertums hinaufragen. „Sie sind,“ sagt ein Reisender von den Bauten der letzteren Art in Mykenä, „die hervorragendsten Vertreter einer Kunst und Kühnheit in der Lösung architektonischer Probleme in jenen frühesten Zeiten der Kultur, die uns Epigonen, die wir so stolz sind auf unsere Technik, auf Dampfmaschinen und Dampfkranen, überhaupt auf die Beseitigung aller Schwierigkeiten in der Bewältigung großer Massen, in Staunen versetzt und verstummen macht.“ Ein Wunder von Großartigkeit ist dort namentlich in dem sogenannten „Schatzhause des Atreus“ der Thürbau: „Die Pfosten, nach unten ausweichend in der Art der etruskischen Thüren, sind fast sechs Meter hoch. Sie werden von einer Oberschwelle gedeckt, die aus zwei hintereinander liegenden Blöcken besteht, von denen besonders der innere von jeher die Bewunderung der Sachverständigen wie der Laien hervorgerufen hat, da er nahezu 9 Meter lang, mehr als 3 Meter tief und über 1 Meter dick ist. Dieser Thürsturzriese, der schwerlich irgendwo seinesgleichen findet, wenigstens nicht im Bereich unserer abendländischen Baukunst, hat — wie Gladstone in seiner Vorrede zu Schliemanns „Mykenä“ angiebt — ein Gewicht von 130 bis 135 Tons (2600 bis 2700 Zentner). Wie man eine solche Masse hinaufgebracht und dort oben manipuliert hat, bleibt ein Rätsel und unter allen Umständen eine Leistung ersten Ranges.“

Zur Lösung solcher Rätsel, welche uns die Leistungen der Alten auf diesem Gebiete aufgeben, stehen uns nur vereinzelte Notizen und Fingerzeige zu Gebote, die man in den Schriften der antiken Autoren findet, ferner die auf uns gelangten Bauten und Denkmäler selbst, sowie mancherlei Darstellungen jener Arbeiten auf Wandmalereien, Skulpturen u. s. w. Nach diesen, allerdings

nur lückenhaften Unterlagen hat neuerdings ein amerikanischer Ingenieur, W. F. Durfree, zu erklären versucht, wie es den Alten möglich gewesen sei, so schwere Lasten zu transportieren und am Verwendungsorte in die Höhe zu heben.

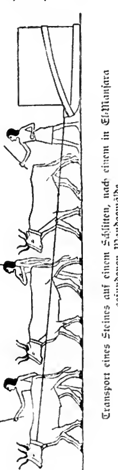

Transport einer Säule in China.

Für die Bewegung großer Massen benutzte man im Altertum und Mittelalter, wie ja auch heutigestags noch oft genug, unmittelbar die Muskelkraft einer genügenden Anzahl von Menschen, um ohne Maschinen und sonstige Apparate die gewünschte Wirkung zu erzielen. Schwere Stämme, Balken und Bretter wurden im Altertum genau so auf den Schultern getragen und auf schiefen Ebenen an Ort und Stelle geschafft, wie man das zum Beispiel auf einer Darstellung des Schiffbaues aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sieht und noch gegenwärtig auf Werften und auf Bau- und Zimmerplätzen beobachten kann. Schwierig ist es nur, sich hierbei zu vergewissern, daß jeder Träger den gleichen Teil der Belastung empfängt, denn schon die geringste Unebenheit des Geländes verhindert eine genau gleiche Verteilung. In sehr sinnreicher Weise wissen die Chinesen, die sich noch heute jener primitiven Hilfsmittel


Transport schwerer Lasten auf schiefen Ebenen in China.

bedienen, und deren Technik zweifellos in manchen Punkten mit der im Altertum geübten übereinstimmt, jene Schwierigkeit zu beseitigen. Bei einem in Hongkong ausgeführten Bau war eine große Anzahl von Granitsäulen, deren jede 1956 Kilogramm wog, aus dem Steinbruch bis zum Bauplatze zu schaffen. Je sechsunddreißig Chinesen trugen immer eine von diesen Säulen, die mit Seilen an Bambusstäben befestigt war. Diese Bambus ruhten teils der Länge, teils der Quere nach auf den Schultern und in den Händen der Träger, und die Zusammensetzung dieses Mecha-

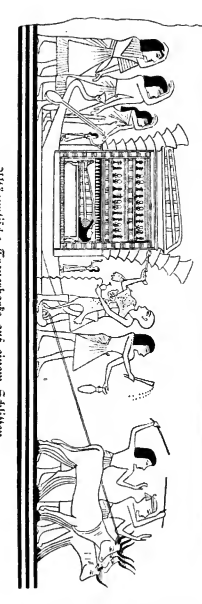
nismus war so sinnreich, daß jeder von ihnen genau den gleichen Teil der Last zu tragen hatte. Um schwere Massen von der Erde bis in eine bestimmte Höhe zu heben, wenden die chinesischen Baumeister schiefe Ebenen an, die aus Hölzern und Bambus hergestellt werden und auf denen die Träger Balken, Steine u. s. w. bis zu der Stelle schaffen, wo sie verwendet werden sollen.



Transport eines Steines auf einem Schlitten, nach einem in El-Mansara gefundenen Wandgemälde.

Bei den alten Aegyptern und Assyrern scheint der Schlitten das gebräuchlichste Fortschaffungsmittel für schwere Lasten gewesen zu sein. Karren und Wagen waren zwar ebenfalls schon früh in Gebrauch, dienten aber vorwiegend zu kriegerischen Zwecken, als Streitwagen, wie wir sie auch bei Homer finden. Nach Diodoros von Sizilien besaß Ramses II., der Sesostris der Griechen (1388 bis 1322 v. Chr.), 27,000 Wagen, und aus dem Buch Josua wissen wir, daß die Kananiter eiserne Wagen hatten. Davids Sohn Salomo, der von 993 bis 953 v. Chr. Israel regierte, bezog aus Aegypten einen Wagen, der 600 Silbersekel kostete und als Modell für 114 Wagen diente. Wenn also Aegypter wie Assyrer schon in sehr früher Zeit Fahrzeuge mit Rädern gekannt haben, so scheinen sie solche doch nicht zum Transport von Materialien irgend welcher Art benutzt zu haben.

Dazu wurde in den ältesten Zeiten einzig und allein der Schlitten angewendet, den mitunter Ochsen oder Büffel, gewöhnlich aber Menschen in entsprechender Anzahl zogen.



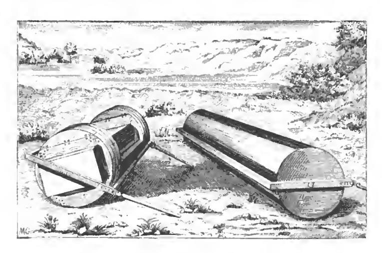
Altägyptische Trauerbarke auf einem Schlitten.

Eine in El-Mansara gefundene Wandmalerei zeigt einen großen, behauenen Stein, den sechs Ochsen auf einem Schlitten fortbewegen. Auch die Trauerbarken, welche in dem altägyptischen Leichenkult eine große Rolle spielten, wurden mittels Schlitten fortbewegt. Aehnlich verfuhren die Assyrer. Zwei von Layard zu Ninive entdeckte Skulpturen zeigen die Fortbewegung eines steinernen Stieres mit menschlichem Kopfe. Während man in Aegypten, um die starke Reibung zu vermindern, Oel vor die Kufen goß oder Fett auf den Weg schmierte, sehen wir dort Rollen unter den Schlitten geschoben; mit Hebebäumen und Winden wurde nötigenfalls nachgeholfen, nebenhergehende Leute hatten Steine und andere Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Unstreitig haben die Aegypter alle Völker des Altertums in der Fertigkeit, ungeheure Blöcke aus den Steinbrüchen zu gewinnen und sie sehr weite Strecken zu

transportieren, übertroffen. Der größere der beiden Memnonskolosse bei Theben ist fast 20 Meter hoch und wiegt 2000 Zentner. Wie Herodot berichtet, brauchten zweitausend Menschen drei Jahre, um auf Befehl des Königs Amasis (570 bis 526 v. Chr.) einen für einen Tempelbau bestimmten Steinblock von 8000 Zentner Gewicht von Elephantine nach Sais zu schaffen.

Soweit irgend möglich, benutzte man zum Transport



Verfahren des Chersiphron (rechts) und des Metagenes (links) zum Transport von Säulen und Architraven.

der Steine natürlich den Nil, namentlich wissen wir, daß das Material für die Pyramiden großenteils auf diesem Wege zur Stelle geschafft wurde. Auch Obeliske transportierte man auf zwei miteinander verbundenen Flachbooten.

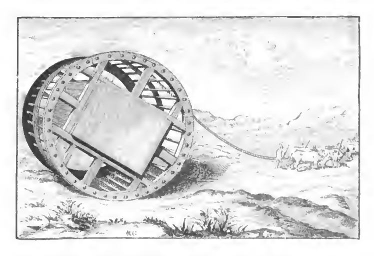
Für den Landtransport roh zubehauener Säulen erfand Chersiphron, der etwa um 580 v. Chr. den Bau des berühmten Tempels der Artemis zu Ephesos begann, ein sinnreiches Verfahren. Um jede Säule wurde ein aus zwei Längs- und zwei Querbalken bestehender Holzrahmen

gelegt; ferner ließ er in die beiden Enden der Säule je einen starken eisernen Zapfen einsetzen, von denen jeder sein Lager in einem der Querbalken des Rahmens hatte, so daß die Säule sich in diesem um ihre Achse drehen konnte. Die eine Längsseite des Gestells war nach außen mit eisernen Ringen versehen, durch welche die Stricke liefen, an denen die vorgespannten Ochsen zogen. In dieser Weise wurden 127 Marmorsäulen, welche je 18,27 Meter Länge und 2,134 Meter Durchmesser besaßen, aus den Brüchen fast 13 Kilometer weit bis nach Ephesos gerollt.

In ähnlicher Weise ließ Metagenes die Architrave, von denen manche eine Länge von 9,144 Meter hatten, zur Baustelle schaffen. Er konstruierte starke Räder von 3,66 Meter Durchmesser, in deren Achsenlagern die Steinblöcke mittels eingelassener Eisenzapfen ruhten, und umgab das Ganze mit einem Rahmen, vor dessen eine Längsseite die Zugtiere gespannt wurden. In ähnlicher Weise bewerkstelligte zur Zeit des Vitruvius, des einzigen römischen Schriftstellers über die Baukunst, dessen Werk (um 13 v. Chr. geschrieben) auf uns gekommen ist, Paionios den Transport eines riesigen, für eine Kolossalbildsäule des Apollo bestimmten steinernen Postamentes.

Nicht unerwähnt lassen dürfen wir auch die Mittel zur Fortbewegung der riesigen hölzernen Türme, deren man sich bei der Belagerung fester Plätze bediente. Diese Türme bekamen so viel Stockwerke, daß sie die Mauer der zu stürmenden Stadt überragten, und wurden in solcher Entfernung von der Mauer, daß sie von den zerstörenden Wurfgeschossen der Belagerten nicht mehr erreicht werden konnten, auf einem Unterbau von vier, sechs oder acht Rädern aufgeführt. Von außen wurden sie durch nasse Felle oder mit Essig getränkte Decken gegen die Brandpfeile und Pechkränze der Besatzung geschützt und hierauf

mittels Winden oder auch wohl durch Zugvieh zur Mauer herangebracht, weshalb sie turres ambulatoriae oder Wandeltürme hießen. Von ihnen müssen unterschieden werden die transportablen Türme von leichterer Konstruktion, die auseinander genommen und schon in ihren Bestandteilen fertig dem Heere nachgeführt werden konnten, um gegen weniger feste Plätze sofort in Anwendung zu



Verfahren des Paionios zum Transport eines steinernen Postamentes.

treten. Die Wandeltürme mit ihren größeren Abmessungen konnten dagegen, wie vorhin bemerkt, erst vor der Festung und zu jeder einzelnen Belagerung besonders erbaut werden.

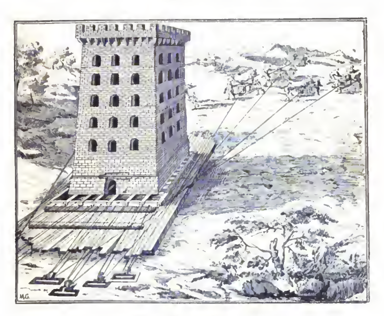
Demetrios I. Poliorketes, König von Makedonien (gest. 283 v. Chr.), der sich durch den Bau von Belagerungsmaschinen den Beinamen des „Städtezerstörers" erwarb, erfand die Streittürme (Helepolis oder Städtenehmer genannt), die in so gewaltigen Abmessungen gehalten waren, daß sie selbst die schwersten Wurfgeschütze (Katapulte, Balliste u. s. w.) aufnehmen konnten. Sie waren gewöhnlich 90 bis 180 Fuß hoch und hatten 10 bis 20 Stock-

werke, wurden in der oben geschilderten Weise gegen Feuer geschützt und außerdem mit Eisenblech beschlagen, um die Wurfgeschosse abzuhalten. Große Behälter mit Wasser wurden zum Löschen eines dennoch ausbrechenden Brandes in den unteren Stockwerken bereit gehalten. In dem Erdgeschoß stellte man in späterer Zeit meist einen Sturmbock auf, der in die Festungsmauer Bresche zu legen hatte, während in den oberen Stockwerken kleinere Wurfmaschinen, sowie Bogenschützen und Schleuderer sich befanden. Treppen und Leitern führten im Inneren von einem Geschoß zum anderen; außerhalb hatte jedes Stockwerk einen Gang von drei Fuß Breite mit einer Brustwehr. In gleicher Höhe mit der zu stürmenden Mauer befand sich auf der Vorderseite des Turmes eine Brücke, die entweder an Seilen oder Ketten von oben auf die Mauerzinne herabgelassen, oder aber in gerader Richtung aus dem Inneren des Turmes herausgeschoben wurde. Ueber diese Brücke brachen dann die im Turme befindlichen Angreifer vor und stürzten sich auf die Verteidiger, um diese von dem betreffenden Teile der Mauer oder des Walles zu vertreiben und dann der draußen harrenden Hauptmacht des Belagerungsheeres den Zugang in das Innere der Feste zu eröffnen. Auch das ganze Mittelalter hindurch blieb der Städtekrieg so, wie er bei den Alten gewesen war; es wurden dieselben Maschinen beibehalten, und so spielten auch die Streittürme von größeren und kleineren Abmessungen bei dem Angriffe von Festungen eine ausschlaggebende Rolle.

Sehr interessant ist eine bildliche Darstellung aus dem 15. Jahrhundert, die Fortbewegung eines aus Mauerwerk aufgeführten Turmes durch einen Architekten aus Bologna darstellend. Man benutzte in diesem Falle keine Räder wie bei den Helepolen des Demetrios, sondern große Walzen, die unter das Mauerwerk geschoben wurden; die Fortbewegung selbst geschah mittels Winden und Seilen.

Das ganze Verfahren erinnert lebhaft an die namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika heutzutage sehr häufig zur Ausführung gelangende „Verschiebung“ fertiger Bauwerke.

Um nun schwere Massen vom Erdboden bis zu einer bestimmten Höhe emporzubringen, wurde wohl in erster



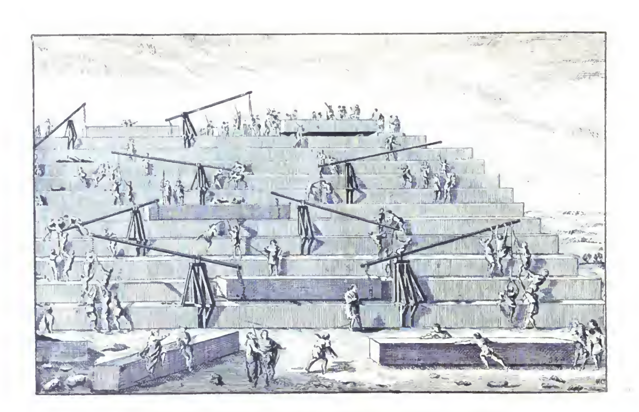
Fortbewegung eines Turmes durch einen Architekten aus Bologna im 15. Jahrhundert.

Linie die schiefe Ebene benutzt. Als es sich um den Bau der größten unter den drei Pyramiden von Gizeh handelte, führten die Ingenieure des Chufu (um 3733 v. Chr.: der „Cheops“ der Griechen) zunächst eine gemauerte Rampe auf, die vom Flußufer bis zur Höhe der durch Ebnung des festen Felsbodens hergestellten Plattform anstieg, auf der sich die Pyramide erheben sollte und auf der man die zu Wasser anlangenden Steine bis zu dem Bauplatze in der früher geschilderten Weise schaffte.

Die ganze Pyramide, die ursprünglich eine Grundlinie von 233 Meter und eine senkrechte Höhe von 137,2 Meter besaß, brauchte nach Herodot zwanzig Jahre zu ihrer Vollendung; nicht weniger als hunderttausend Menschen sollen diese Zeit über daran gearbeitet haben. Allerdings läßt es sich auch nur durch eine so rücksichtslose Ausnutzung der Menschenkraft erklären, wie mit den geringen mechanischen Hilfsmitteln jener Zeit die größten technischen Schwierigkeiten überwunden, und solche Riesenwerke überhaupt geschaffen werden konnten.

Auf Befehl jenes tyrannischen Pharao mußte ein Teil seiner Unterthanen in hartem Frondienste die Steine im arabischen Gebirge behauen und bis zum Nil schaffen, wo sie von anderen Arbeitern auf Schiffen bis an den Fuß des Libyschen Gebirges jenseits des Flusses gebracht wurden. Von den hunderttausend, die an dem Bau der Pyramide schafften, lösten immer zehntausend einander alle drei Monate ab. Der Bau der vorhin erwähnten Rampe in Form eines mit polierten Steinen eingefaßten Dammes nahm allein zehn Jahre in Anspruch. Dieser Damm war 3000 Ellen lang, 60 Fuß breit und erhob sich an seiner höchsten Stelle 48 Fuß über der Bodenfläche. Auf der ausgedehnten Plattform, zu der man die Steine auf dieser Rampe emporschaffte, stieg nun der Riesenbau in 202 je 2 bis 3 Fuß hohen Stufen oder Absätzen treppenartig empor. Erst zuletzt wurde die Pyramide von der Spitze abwärts mit genau behauenen Steinen bekleidet, wodurch die Pyramidenform, die schiefe Seitenfläche, entstand. Bei den meisten Pyramiden ist diese Bekleidung aber in späterer Zeit von den Arabern entfernt worden, so daß man sie stufenweise ersteigen kann.

Nach Herodots Angaben benutzte man die Hebelkraft, um beim Pyramidenbau die Steine mittels eines Systems von Hebeln von einer Stufe zur anderen bis zu der Höhe,



Das Heben der Steine von einer Stufe zur anderen beim Bau der Pyramiden.

wo man sie verwenden wollte, emporzuheben. Auf dem Gesetze des Hebels beruhten ja auch die sogenannten Schadûfs oder Ziehbrunnen, unseren Chausseeschlagbäumen vergleichbar, die man schon in den allerältesten Zeiten dazu benutzte, um das Wasser des Nils auf von seiner Ueberschwemmung nicht mehr erreichte, weil zu hoch ge-

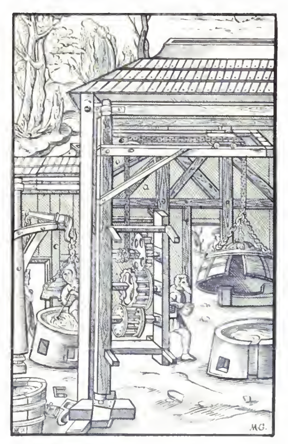


Angriff eines Turmes mit einem Tolleno.

legene Gelände zu schaffen. Die gleichen primitiven Schöpfmaschinen findet man aber auch heute noch im Nilthale.

Einen auf demselben Prinzip beruhenden Mechanismus benutzte man auch im Belagerungskriege. Der Tolleno war ein dem Brunnenschwengel ähnliches Gerüst, an dessen einem Ende ein Korb oder Kasten Soldaten einnahm, die alsdann zur erforderlichen Höhe durch das Niederziehen

des anderen Endes erhoben wurden. Der Belagerer benutzte diese Maschine, um das Innere der Festung zu rekognoszieren, oder auch wohl zum unmittelbaren Angriff, beispielsweise eines Turmes; die Belagerten dagegen



Hebemaschinen in mittelalterlichen Gießereien.

suchten auf solche Art senkrecht schwere Massen auf die Angreifer und ihre Sturmböcke niederzuwerfen. Archimedes bediente sich dieser Maschinen zur Zerstörung der Schiffe des Marcellus während der Belagerung von Syrakus (214 bis 212 v. Chr.).

Später nannte man ähnliche Hebemaschinen „Kraniche“ und bediente sich ihrer in mittelalterlicher Zeit namentlich in den Gießereien. Aus verschiedenen, auf uns gelangten Abbildungen ersieht man, daß durch Kurbeldrehung hierbei mehrere Zahnräder in Bewegung gesetzt wurden, wodurch sich die Kette um eine Trommel wickelte. Auch die Blockrollen waren schon den alten Aegyptern bekannt, wie ein im Museum zu Leyden befindliches Exemplar beweist; Hebezeuge hat es schon sehr früh gegeben, desgleichen Winden und Pressen, wozu dann später die verschiedenen Krane und die Hebezeuge mit Flaschenzug kamen.

Die vorstehenden Andeutungen werden genügen, um unseren Lesern eine Vorstellung davon zu geben, von welcher Art die technischen Hilfsmittel der Alten bei ihren Arbeiten gewesen sind. Die Altertumswissenschaft vermag freilich diese Frage nur teilweise zu lösen, während sie über vieles keinen Aufschluß geben kann. So wissen wir beispielsweise sehr wohl, daß die Alten schon ein Sprengmittel, und zwar ein sehr wirksames, gehabt haben, aber über die Natur desselben sind wir ganz ohne Kunde. In den Schulen wird gelehrt, daß Hannibal bei seinem Alpenübergange die im Wege befindlichen Gesteinsmassen mit „Essig“ (Acetum) habe beseitigen lassen; auch die Bemerkung, daß „Essig“ zum Sprengen von feindlichen Befestigungen verwendet worden sei, findet sich bei vielen römischen Schriftstellern und auch noch bei solchen aus der christlichen Zeitrechnung. Ohne Zweifel bezeichnet jener Name also ein Sprengmittel, eine Art Dynamit, aber über seine Natur und Herstellung wissen wir nichts.





Mannigfaltiges.

Der Anfang einer Carriere. — Der spätere Lord Clive, der Organisator der Englisch-ostindischen Compagnie, wurde in seiner Jugend von seiner Familie nach Indien geschickt, in der Art und mit den Erwartungen, mit welchen man heutzutage unverbesserliche Taugenichtse nach Amerika spediert. In Indien bekleidete der junge Clive die wenig angesehene und schlecht bezahlte Stellung eines Schreibers der Compagnie. Mit wenig Lust trat er seine Thätigkeit an. Viel lieber hätte er in der Armee gegen die Inder gekämpft, aber dazu bot sich wenig Aussicht, denn ihm fehlte das Geld, welches zum Kaufe eines Fähnrichpatentes gehörte.

Major Lawrence kommandierte damals die kleine Heeresabteilung, welche die englischen Niederlassungen zu Madras vor den räuberischen Einfällen der Mahrattenhäuptlinge zu schützen und dabei zahlreiche Kämpfe gegen sie zu bestehen hatte. Dieser Befehlshaber erkrankte und sandte an den englischen Statthalter das Ersuchen, einen neuen Befehlshaber an seiner Stelle zu ernennen. Der Major konnte um so eher die Erwartung hegen, daß seinem Ansinnen entsprochen werde, als von England hinübergekommene, auf Halbsold stehende Offiziere sich öfters in der Umgebung des Statthalters befanden, um zu lohnenden Aemtern verwendet zu werden. Der Statthalter ließ jedoch zurücksagen, daß er augenblicklich keine geeigneten Kräfte zur Verfügung habe, der Major möge ihm selbst vorschlagen, wen

er von den ihm untergebenen Offizieren mit der Leitung der Kämpfe betrauen solle.

Der Major hatte jedoch zu keinem seiner Offiziere das Vertrauen, daß sie einen so wichtigen und schwierigen Posten, von welchem unter Umständen die Existenz der Compagnie abhängig war, ausfüllen könnten. Er sandte daher nochmals zum Statthalter, und zwar den ihm von der Compagnie zur Verfügung gestellten Schreiber, der niemand anderes war als Clive. Der Statthalter war damals gerade mit den Vorbereitungen zu einem Feste eifrig beschäftigt, welches er den in Madras ansässigen Engländern und den hohen Würdenträgern des Mogul zu geben beabsichtigte. Er nahm sich daher gar nicht die Zeit, Clive ruhig anzuhören. Kaum hatte dieser seinen Auftrag damit eingeleitet, daß er vom Major Lawrence komme, als der Statthalter ausrief: „Weiß schon, weiß schon! Setzen Sie sich — Sie werden doch meinen Ball besuchen?"

„Wenn der Herr Statthalter so gütig ist —"

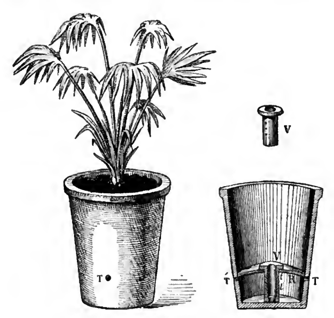
„Nun gut, ich habe jetzt wenig Zeit, das Patent ist bereits ausgefertigt und unterschrieben — wie ist Ihr Name?"

Clive antwortete kurz, seine später viel bewunderte Klugheit schon jetzt bethätigend, indem er keinen Versuch machte, den Irrtum des Statthalters zu berichtigen. Wenige Minuten später stand er auf der Straße, das Patent in den Händen, das ihn zum Stellvertreter des Befehlshabers der englischen Soldaten ernannte. Statt zum Major Lawrence zurückzukehren, begab er sich mit seinem Patent ohne weiteres in die Kaserne, legitimierte sich als Befehlshaber und legte in der Rüstungskammer eine passende Kapitänsuniform an. Dann ließ er das kleine Heer, welches aus dreihundert englischen Soldaten und zweihundert indischen Seapoys bestand, antreten und zog sofort der Räuberhorde des wildesten Mahrattenhäuptlings entgegen, dem er die erste jener Niederlagen beibrachte, welche fortan den Ruhm der englischen Soldaten und den Schrecken der Eingeborenen bilden sollten.

Mit Freuden acceptierte Major Lawrence, nachdem er von seiner Krankheit genesen war, Clive als Mitbefehlshaber, und dieser rechtfertigte die Erwartungen, die seine erste Ruhmesthat

erregt hatte. Im Alter von siebenundzwanzig Jahren kehrte er berühmt und reich nach England zurück, wo er nun den größten Stolz seiner Familie bildete, die ihn anfangs von sich gestoßen hatte. Nachdem Clive in England seine Reichtümer mit freigebiger Hand verteilt hatte, kehrte er wieder nach Indien zurück, um neue Reichtümer und neuen Ruhm zu sammeln. W. H–d.

Neue Erfindungen: I. Blumentopf mit selbstthätiger Bewässerung. — „Ach, ich habe gar kein Glück mit meinen



Martinettis Blumentopf mit selbstthätiger Bewässerung.

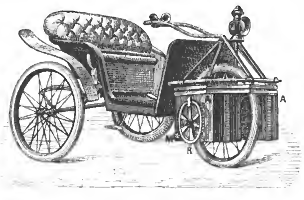
Topfpflanzen," hat sich gewiß schon manche von unseren Leserinnen beklagt. „Immer wieder gehen sie ein, und es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als alle vier oder sechs Wochen sie gegen frische umzutauschen." Die Blumenzucht im Zimmer erfordert allerdings eine gewisse Sachkunde bezüglich der richtigen Behandlungsweise der Pflanzen, und die letzteren wollen sorgsam und in zweckentsprechender Weise verpflegt werden. Am meisten läßt gewöhnlich das Bewässern der Topfpflanzen zu wünschen übrig. Mitunter wird es im Drange anderweitiger

Besorgungen vergessen, dann lassen die Pflanzen den Kopf hängen und welken. Noch viel häufiger aber wird des Guten zu viel gethan und allzu reichlich gegossen: dann beginnen die Wurzeln zu faulen, und die Pflanze geht zu Grunde.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, empfiehlt der französische Professor der Hortikultur, A. Maumené, einen von Martinetti erfundenen Blumentopf mit selbstthätiger Bewässerung, der die Blumenzucht im Zimmer wesentlich erleichtert und sich bereits bewährt hat. Seine innere Einrichtung wird durch die unserer Abbildung beigegebene Durchschnittszeichnung anschaulich gemacht. Der Topf wird durch eine in seinem unteren Teile angebrachte wagerechte Scheidewand R in zwei Teile geschieden, von denen der obere, etwa zwei Drittel des ganzen Raumgehaltes umfassende, für die Topferde und die Pflanze, der untere kleine für das Wasser bestimmt ist. In der Mitte der Scheidewand befindet sich eine Oeffnung für den Cylinder V, der gleichfalls besonders abgebildet ist. Dieser ist unten geschlossen, oben offen, und seine Seitenwände sind mit kleinen Löchern t versehen, durch die keine Erde ausrinnen, wohl aber das Wasser leicht zu zirkulieren vermag. Man füllt nun diesen Cylinder mit feiner Erde, die leicht angedrückt wird, setzt ihn in das Loch in der Scheidewand ein und legt eine Schicht Moos über seine obere Oeffnung. Dann füllt man wie gewöhnlich die obere Hälfte mit Erde und setzt die Pflanze ein. Das Begießen muß recht langsam geschehen und so lange fortgesetzt werden, bis das Wasser aus den unterhalb der Scheidewand befindlichen Löchern T hervortritt. Dies ist das Zeichen, daß die untere Abteilung ganz mit Wasser gefüllt, und dieser Vorrat genügt für längere Zeit. Das Wasser durchtränkt nach dem Gesetze der Kapillarität unausgesetzt die in dem Cylinder befindliche Erde und das darüber liegende Moos; es wird dadurch ferner aber auch so viel Feuchtigkeit an die Topferde abgegeben, wie die Wurzeln aufsaugen. Auf diese Weise entspricht der Wasserzutritt genau den Bedürfnissen der Pflanze, ohne daß jedoch deren Wurzeln direkt mit dem Wasser in Berührung kommen, was eine Hauptursache des Faulwerdens ist. Nach dem von Professor Maumené angestellten Versuchen reicht der Wasservorrat, sobald man den unteren Teil ganz ge=

füllt hat, für acht bis zwölf Tage, wenn die Pflanze im Freien auf der Sonnenseite steht, für einen Monat, wenn der Topf im Zimmer sich befindet. Man braucht also die Pflanze gar nicht mehr zu begießen, sondern muß sich nur von Zeit zu Zeit überzeugen, ob noch genügend Wasser in dem unteren Teile vorhanden ist. Man hat dann einfach durch die Oeffnungen T wieder nachzufüllen. Fr. R.

II. **Mildés elektrische Droschke.** — In der neuesten Zeit wird in immer steigendem Maße auch die Elektricität als Betriebsmittel für Selbstfahrer oder Motorwagen verwendet, und in zahlreichen Großstädten sind bereits Elektromotordroschken



Mildés elektrische Droschke.

und =omnibusse in den öffentlichen Fahrverkehr eingereiht worden. Es dürfte wohl nur wenig bekannt sein, daß dies bereits eine der ältesten Anwendungen des elektrischen Stromes überhaupt gewesen ist. 1838, als man außer der Elektrisiermaschine nur noch die galvanische Batterie als Quelle für letzteren kannte, fuhren schon Strathing und Becker in Groningen und gleichzeitig mit ihnen Botto in Turin in mittels galvanischer Batterien fortbewegten elektrischen Motorwagen. Neuerdings kommt man nun, wie gesagt, darauf zurück, doch ist jetzt die galvanische Batterie durch Accumulatoren ersetzt. Die Benutzung elektrischer Motorgefährte kann überall dort ohne Schwierigkeit stattfinden, wo Elektricitätswerke vorhanden sind, um die Accumulatoren immer wieder von neuem mit Elektricität laden zu können.

Es sind bereits verschiedene Konstruktionen in die Praxis eingeführt worden, die sich jedoch nur in nicht allzu bedeutenden Einzelheiten voneinander unterscheiden. Wir führen als Beispiel die elektrische Droschke von Mildé unseren Lesern vor, deren Einrichtung die Illustration verdeutlicht. Es ist ein Dreirad mit einem Rahmen aus Stahlrohr; die Räder haben metallene Speichen und Pneumatiks. Auf den beiden Hinterrädern ruht der für zwei Personen Raum bietende Sitz; das Vorderrad dient gleichzeitig als Trieb- und Lenkrad. Die Accumulatoren (A) sind an einem Rahmen angebracht, der das Vorderrad umgiebt; sie hängen beiderseits des letzteren. Darüber befinden sich der Lenkungshebel und die Laterne. Der Motor ist an der Seite der Accumulatoren angebracht und macht 2000 Umdrehungen in der Minute. Die Uebertragung seiner Bewegung auf das Triebrad erfolgt durch Zahnräder, während andere Konstruktionen Kettenübertragung aufweisen. Bei Mildés elektrischer Droschke greift das kleine, von dem Motor bewegte Rädchen M mit seinen Zähnen in das große Zahnrad R ein, das auf der Achse des Vorderrades befestigt ist. Für gewöhnlich beträgt die Schnelligkeit des Fahrzeuges 15 Kilometer in der Stunde; sie kann jedoch nach Belieben vermindert oder auch bis auf 19 Kilometer gesteigert werden durch einen zweiten Hebel, der gleich dem Lenkungshebel im Bereiche der Hand des Lenkers angebracht ist. Durch denselben Hebel wird auch das Rückwärtsfahren und das Anhalten mit größter Leichtigkeit bewirkt. Man kann etwa 60 Kilometer zurücklegen, bevor die Accumulatoren wieder neu geladen werden müssen; es ist das eine Leistungsfähigkeit, die für den großstädtischen Verkehr durchaus genügend ist. Diese elektrischen Fahrzeuge bieten den großen Vorteil, einen nur rotierenden Mechanismus, also keine hin und her gehenden Teile — wie die durch Gas, Petroleum, Benzin u. s. w. betriebenen Explosionsmotore — zu besitzen, was ruhiges Fahren ohne Erschütterungen gewährleistet. Fr. R.

Die letzte Anwendung der Tortur. — Es wird nicht allgemein bekannt sein, daß in Deutschland noch im laufenden Jahrhundert die Tortur angewandt wurde. Es geschah dies im Jahre 1801 in der guten Stadt Celle, und zwei Deputierte

des Magistrats, welche dieser Handlung im Auftrage beiwohnen mußten, berichteten darüber an den Bürgermeister nachstehendes:

„Wohlgebohrner, Insbesonders Hochzuehrender Herr Bürgermeister! Dem von Ew. Wohlgeb. uns gewordenen Auftrage gemäs, haben wir uns in vergangener Nacht ein Uhr nach hiesiger Königl. Churfürstl. Justiz-Canzley verfüget und daselbst in der grünen Commissions-Stube die Herren Hof- und Canzley-Räthe von Bobers, von Hohehorst sen., Bachmeister und von Avemann, die beiden Herren Canzley-Sekretarien Kannengießer und Köhler, die Herren Burgvoigt Klaren, die beiden Herren Amtschreiber Krieg und Reiche und den Herrn Hofmedikus Heine vorgefunden. — Vorbenannte Herren Hof- und Canzley-Räthe haben sich hierauf mit dem Canzley-Sekretair Köhler nach der rothen Commissionsstube verfügt, und daselbst den Inquisiten Dessau vernommen. Und wie Dessau die Wahrheit nicht hat gestehen wollen, ist derselbe wieder ins Gefängnis zurückgeführet worden. Hierauf haben wir uns mit sämmtlichen vorbenannten Herren nach dem auf dem sogenannten weißen Hofe belegenen Tortur-Keller verfüget, woselbst wir den hiesigen Nachrichter Suhr nebst verschiedenen Halbmeistern und Knechten vorgefunden haben. Es ist hierauf der Inquisite Dessau aus dem Gefängnisse vorgeführet, und nachdem derselbe der Feßeln entlediget, durch den dirigirenden Herren Hof- und Canzleyrath von Avemann terminus damit eröffnet worden, daß Inquisite Dessau nochmals über verschiedene Fragen vernommen worden. Wie derselbe nun aber nach wie vor die Wahrheit nicht hat gestehen wollen, ist er dem Scharfrichter Suhr, um das Erkenntniß an ihm zu vollziehen, übergeben worden. Der Nachrichter Suhr hat hierauf dem Inquisiten Dessau zuerst die Instrumente, womit er gepeinigt werden würde, vorgewiesen und es nebst seinen Leuten an dringsamen Vorstellungen, um den Inquisiten vor Anlegung der Instrumente zum Geständnisse zu vermögen, nicht mangeln lassen. Nachdem solches alles nun aber ohne Nutzen gewesen, ist der Inquisite Dessau entkleidet und auf die Marterbank gesetzt worden. Es sind hierauf demselben die Daumschrauben, hiernächst die Beinschrauben und darnach die Haarseile angelegt, und durch letztere ist derselbe endlich zum Geständnisse gebracht worden,



welche Handlung bis gegen fünf Uhr des Morgens gedauert hat, welches alles Ew. Wohlgebohren wir pflichtmäßig hiermit zu berichten nicht haben verfehlen wollen. Die größeste Hochachtung ist es, womit wir übrigens die Ehre haben zu seyn Ew. Wohlgeb. gehorsamste Diener A. W. Schmarsahl. J. F. Stolze. Zelle, den 28. April 1801."

Der oben erwähnte Inquisit Dessau war, wie aus der Einladung zur Tortur vom Tage vorher hervorgeht, des Diebstahls angeklagt, hatte aber jedes Geständnis verweigert, weshalb man zur Tortur schritt. Th.

Not- und Hungermünzen. — Zu den merkwürdigsten Geldzeichen, welche auch des geschichtlichen Interesses nicht entbehren, zählen die sogenannten „Notmünzen" und die „Hungermünzen".

Erstere wurden meist in Kriegszeiten, insbesondere in den belagerten festen Plätzen, zur Behebung augenblicklichen Geldmangels, für den einstweiligen Verkehr ausgegeben und hatten entweder fast gar keinen oder doch nur geringen inneren Wert, daher ihre Gültigkeit nur auf dem Kredite derer beruhte, welche solche Notmünzen anfertigen ließen.

Not macht bekannterweise erfinderisch und so sind denn auch derlei Geldwertzeichen ganz ungemein verschieden, nicht nur der Form nach, sondern auch rücksichtlich des Stoffes, der Anfertigung u. s. w. Da gab es Notmünzen aus Silber, Zinn, Blei, Messing, Kupfer, Thon, Holz, Leder und Papier, ja selbst aus Glas, Rinde, Früchten u. dergl. Am häufigsten waren es Silbermünzen mit großem Kupferzusatze oder — wenn aus besserem Feingehalte — von geringerem Gewichte, oder man teilte, wie im Jahre 1655 in Rußland, deutsche Reichsthaler in vier Stücke und überstempelte diese. Im Jahre 1848 suchte man in Oesterreich-Ungarn dem Mangel an Scheidemünze dadurch zu begegnen, daß Banknoten in vier Teile zerschnitten, oder von Privaten, Fabrikanten, Kaufleuten Geldzeichen aus Papier oder Leinwand ausgegeben wurden. Nur die weitaus geringere Zahl dieser Notmünzen war von der gewöhnlichen runden Form, fast alle waren eckig, also sogenannte „Klippen". Die meisten derselben sind einseitig und mehr oder minder wertvoll geworden, besonders jene aus Ungarn, wo trotz der jahrelangen wiederholten blutigen

Türkenkriege und der zahlreichen Belagerungen der festen Plätze gleichwohl nur wenige solcher Notmünzen angefertigt wurden.

Eine dieser letzteren seltenen, vieleckigen Notklippen, welche Kaiser Ferdinand I. aus dem Silbergeschirre des in dem für Oesterreich so unglücklichen Kriegsjahre 1652 umgekommenen Kardinals und Erzbischofs Georg von Gran schlagen ließ, zeigt den einköpfigen Adler, auf dessen Brustschildchen das österreichische und ungarische Wappen, darüber die Buchstaben „F. R. V.“ (Ferdinandus Rex Vngariae) und unterhalb zwei kleine gekreuzte Schwerter nebst der Jahreszahl 1652. Der Ort selbst aber, aus welchem diese Klippe herstammt, ist nicht mehr genau bekannt.

Um dieselbe Zeit ließ Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg-Kulmbach aus dem Silbergeschirr und den Kirchenkleinodien fränkischer Kirchenfürsten derlei Klippen schlagen, gleichfalls einseitig, mit dem zollernschen Wappen oder dem brandenburgischen Adler (das zollernsche Wappen auf dem Brustschildchen), oben die Buchstaben: „A. M. Z. B.“ (Albrecht, Markgraf zu Brandenburg) und die Jahreszahl 1552 bezw. 1553.

Endlich erscheint auch noch eine hochseltene große goldene Notklippe dieses fehdelustigen Markgrafen erwähnenswert, die gleichfalls aus erbeuteten Kirchenkleinodien geprägt wurde. Dieselbe zeigt die fünf kleinen Wappen dieses Fürsten und als Schrift einen Bibelspruch.

Die meisten dieser Notmünzen wurden begreiflicherweise im Laufe des Dreißigjährigen Krieges geschlagen, wie die zinnernen Notmünzen, welche der kaiserliche Oberst Perusi anläßlich der Belagerung der Stadt Greifswald durch die Schweden (unter Banér) im Jahre 1631 aus den zinnernen Hausgeräten und Gefäßen, nachdem die belagerten Einwohner schon alles Edelmetall hatten abliefern müssen, prägen ließ. Diese sind rund, mit dem kaiserlichen Doppeladler und der Umschrift: Name und Titel Ferdinands II.; auf der Kehrseite aber das Wappen der Stadt Greifswald (Greif) und die Umschrift: „Necessitas Grifeswaldensis.“

Eine ähnliche solche Münze, jedoch in eckiger Form, war die als Fünfzehnbatzenstück bewertete Klippe der Stadt Frankenthal vom Jahre 1623 anläßlich der Einschließung dieses ehemaligen

Augustinerstiftes durch die Spanier; ferner jene der 1634 belagerten Stadt Minden oder die Klippe der durch die Schweden (Horn) belagerten Stadt Breisach im Jahre 1633 mit den drei Wappen von Oesterreich, Elsaß und Breisach und der Wertzahl, sowie auf der Kehrseite die (abgekürzte) lateinische Umschrift — in deutscher Uebersetzung —: „Neue Münze, welche die Verwüstung von Elsaß und Breisach anzeigt."

Durch große Seltenheit und schöne Prägung zeichnet sich der Notthaler von Danzig aus, welchen diese Stadt während der Belagerung durch den Polenkönig Stephan im Jahre 1577 zur Bestreitung der Besoldungen für das zahlreich aufgenommene fremde Kriegsvolk nebst anderen Notmünzen aus dem Silber der Kirchen und auch der Hausgeräte hatte schlagen lassen. Derselbe zeigt auf der einen Seite das Stadtwappen mit der Umschrift: „Moneta . nova . civitatis . Gedanensis" (Danzig), auf der anderen Seite das Brustbild des Erlösers mit der Umschrift: „Defende . nos . Christe . Salvator."

Um endlich auch einer späteren derartigen Münze zu gedenken, seien noch die zwei zinnernen Prägen hervorgehoben, welche in Eger im Jahre 1742 geschlagen wurden. Diese Stadt wurde im österreichischen Successionskriege von den Franzosen belagert, am 19. April zur Uebergabe gebracht, und es trat infolge dieser Belagerung und insbesondere der außerordentlich großen Kontributionsgelder ein solcher Mangel an Geld und Geldeswert ein, daß man sich gezwungen sah, Scheidemünzen aus Zinn anfertigen zu lassen.

Dieselben sind von runder Form, von geringem Durchmesser und zeigen auf der einen Seite das Stadtwappen und die Wertbezeichnung (3 Kreuzer, 1 Kreuzer), auf der Kehrseite drei Sternchen, darunter den Namen der Stadt und die Jahreszahl 1743.

Eine Abart dieser Geldwertzeichen, welche gleichfalls nur in vorübergehenden Notlagen ausgegeben wurden und eigentlich Denkmünzen an große Teuerung in Mißjahren bilden, zum Teil auch nicht als eigentliches Geld, sondern zur Erinnerung an solche Teuerung geprägt wurden, hieß man „Hungermünzen".

Da gab es zum Beispiel:

Ein schlesischer Gulden auf die im Jahre 1694 durch Wucher entstandene Teuerung zeigt auf der Hauptseite einen Wucherer mit einem Kornsacke auf dem Rücken. Obenauf sitzt ein kleiner Teufel, welcher ein Loch in den Sack gerissen, so daß die Körner herauslaufen, mit der Umschrift: „Theure Zeit 1694"; auf der Rückseite ist ein Scheffel, auf dessen Wänden zu lesen ist: „Wer Korn inhelt, dem fluchen die Leuthe. Aber Segen komt über den, so es verkauft."

Gleichfalls auf die Teuerung in Schlesien im Jahre 1736 Bezug hat ein halber Gulden, auf welchem eine Wolke dargestellt ist, aus welcher Regen herabfällt, mit der Schrift: „O wie viel"; unten im Abschnitte: „Schlesische Wassersnoth 1736"; auf der Kehrseite: Dreschflegel und Körner und oben die Worte: „O wie wenig", und wiederum im Abschnitte: „Schlesische Hungersnoth 1736."

Eine Erinnerungsmedaille aus Sachsen von den Jahren 1771 und 1772, gleichfalls aus Zinn, zeigt auf der Hauptseite ein obeliskartiges Denkmal mit dem sächsischen Wappen und die Worte: „Große Theurung — schlechte Nahrung. Sachsens Denckmahl. 1771—1772" und auf der Kehrseite die (achtzeilige) Schrift: „Im — Gebürge galt — 1 Sch(effel) Korn: 13 Th., 1 Sch. Weitze: 14 Th., 1 Sch. Gerste: 9 Th., 1 Sch. Haber: 6 Th., 1 ℔ (Pfund) Butter: 8 gr., 1 ℔ Brot: 2 gr." G. B.

Ein Hundeschauspiel am Hofe Napoleons I. — Napoleon I. fand an Hunden, die aufs Wort oder einen Wink gehorchten, Wohlgefallen, und an seinem Hofe unterhielt er deshalb ständig eine Meute dieser Tiere von den auserlesensten Rassen. Interessant sind die Schauspiele, die Napoleon zu Ehren anwesender hoher Gäste in Paris veranstaltete, an welchen er die Leistungen seiner Hunde als Wunder der Dressur voll zur Geltung gelangen ließ. Gewöhnlich fanden diese Vorstellungen im großen Schloßhofe nach dem Mahle statt. Der Anblick war in der That prächtig. Alle Fenster des Hauptgebäudes und der Seitenflügel waren beleuchtet und von Zuschauern besetzt, wie die Logen eines riesigen Theaters. Den Hintergrund bildete das große Vestibule mit der Haupttreppe und im ersten Stocke der große Balkon mit den Thüren, die einen Blick in die Säle mit den glänzen-

den Trophäen gestatteten. Auf dem Balkon saß der Hof. In der Mitte des Schloßhofes lag der tote Hirsch, welcher der Meute preisgegeben werden sollte. Ein weiter Raum rings um das Opfer war leer; Mannschaften der Garde hielten das Volk ab. Dem Balkon gegenüber, hundert Schritte von dem Hirsche entfernt, waren die Jagdhunde versammelt, etwa hundert an der Zahl, die nur von vier Pikeuren in der Tracht Louis' XV. in Ordnung gehalten wurden. Etwas abseits standen acht andere Pikeure mit gewaltigen Waldhörnern. An dem toten Hirsche standen ein Pikeur und ein Hundejunge Posten. Um neun Uhr rückten, aus dem Schlosse kommend, eine große Schar von Lakaien vor, die sich in zwei Reihen teilten und rechts und links vor den Gardisten Aufstellung nahmen. Jeder dieser Bedienten trug eine gewaltige Fackel, die sich in vier Flammen teilte. Der Hof war tagehell beleuchtet. Die Pikeure fingen an zu blasen, die Hunde heulten. Der Hundejunge stellte sich mit ausgebreiteten Beinen, wie der Koloß von Rhodus, über den Nacken des Hirsches, faßte sein gewaltiges Geweih und bewegte es leise hin und her, Leben heuchelnd. Die Hunde, leicht getäuscht, fingen noch gewaltiger zu heulen an; die Pikeure bliesen aufmunternder. Da es aussah, als ob die Hunde nicht mehr zu halten wären, ließ man sie los. Zähnefletschend und gierig stürzte die Meute auf den Hirsch los, wie ein Sturm, dem Umkehr nicht möglich ist, aber in diesem Augenblicke zeigte sich die Macht der Dressur. Schon mit der Schnauze an der Beute, kehrten die rasend gemachten Tiere plötzlich um, auf einen Wink, indem einige wenige ihrer Tyrannen sie zurückkommandierten. Nicht ein einziger widerstand dem Befehle.

Da fing das grausame Spiel von neuem an. Die Hunde waren berauscht; sie wußten, welche Mahlzeit ihnen werden sollte, und mit mehr als verdoppelter Wut stürzten sie, auf Befehl von oben, auf ihr Opfer los. Sie liefen nicht, sie sprangen nicht, sie flogen förmlich über den weiten Raum hinweg. Von neuem wurde zum Rückzug geblasen, man befahl, und gehorsam schlichen die Tiere zurück. Der Triumph der Dressur erreichte hiermit einen Grad, der ans Unglaubliche streifte. Wieder erschollen die Fanfaren, wieder ließ man die Hunde los, und

diesmal wurde ihnen der Lohn. Der Hundejunge floh so schnell er konnte, um von der wütenden Meute nicht zerrissen zu werden. Diese stürzte sich nun auf ihr Opfer los mit einer Wut, welche jetzt, da man den Tieren freien Spielraum ließ, zum Ausbruch kam. Nach wenigen Minuten war von dem Hirsche nichts mehr übrig, als das trockene Gerippe des edlen Sechzehnenders, und noch dieses schleiften die Hunde in Stücken über den Hof.

Die Fanfaren verstummten, die Hunde heulten im Nachgenuß, die Lakaien stürzten die Fackeln um, und es wurde dunkel. Der Hof und seine Gäste zogen sich in die Gemächer zurück, womit das Schauspiel seinen Abschluß erreicht hatte. C. T.

Die Thätigkeit des Magens und der Nerven. — Die Absonderung des verdauenden Magensaftes tritt nicht nur ein durch den Reiz, den die aufgenommenen Speisen auf die Drüsen des Magens ausüben, sondern auch die Nerven sind an diesem Vorgang beteiligt, und zwar in einem weit höheren Maße, als allgemein angenommen wird. Am deutlichsten ergiebt sich der Einfluß der Nerven aus einer Beobachtung Richets. Wegen Verschlusses der Speiseröhre war bei einem Mann eine Magenfistel angelegt worden, so daß man ihn auf diesem Wege künstlich ernähren konnte und gleichzeitig die Verdauungsvorgänge zu verfolgen in der Lage war. Der Beweis dafür, daß die Speiseröhre in der That vollständig verschlossen war, und daß daher auch nicht die geringste Speisemenge aus dem Munde in den Magen bringen konnte, wurde in folgender Weise geführt: Man ließ die betreffende Person Cyaneisenkalium kauen und stellte fest, daß keine Spur dieses Salzes in den Magen gelangte. Hierauf wurden dem Kranken stark schmeckende Substanzen, wie Zitronenscheiben und Zucker, zum Kauen gegeben, und es trat alsbald jedesmal eine reiche Absonderung der Magendrüsen ein. Die Thätigkeit derselben konnte also nur durch die Nerven veranlaßt worden sein, welche das Zentralnervensystem mit den Magendrüsen verbinden.

Aehnliche Erfahrungen hat man mit Tieren gemacht, denen man, um den Verdauungsprozeß zu prüfen, künstliche Magenfisteln angelegt hatte. Wenn man ihnen im hungrigen Zustande

ein Stück Fleisch oder Zucker vorhielt, so erfolgte stets eine Absonderung des Magensaftes. Die Vorstellung, die durch den Anblick der Speise im Gehirn erweckt wird, erstreckt also ihren Einfluß nicht nur auf die Vermehrung des Hungergefühls, sondern auch auf die Thätigkeit des Magens. Dieser Einfluß kann nur als eine Rückwirkung angesehen werden, die durch die vom Gehirn nach dem Magen laufenden Nervenbahnen ausgelöst wird. In gleicher Weise giebt die Geruchswahrnehmung einer Speise den Anstoß zu vermehrter Magenabsonderung. Aus diesen Beobachtungen erklärt sich der hygieinische Wert der Schmackhaftigkeit der Speisen, sowie einer gefälligen Anordnung des Tisches und der Speisegeräte. Wie der Duft und der Anblick der Speisen, schönes Geschirr und auserwähltes Tafelgerät unseren Appetit und die Absonderung der Speicheldrüsen des Mundes steigern, so daß uns sozusagen „das Wasser im Munde zusammenläuft", so fördern sie auch, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, die Thätigkeit der Magendrüsen und zugleich damit die Verdauung.

Aber die Magensaftabsonderung kann durch den Einfluß der Nerven auch gehemmt werden. Der Geschmack widerlicher Speisen, ihr Geruch, ihre Betrachtung, ja selbst der Gedanke an sie kann im stande sein, derartige Hemmungen herbeizuführen. Dabei vereinigen sich die hemmenden Wirkungen, welche vom Munde, von der Nase, dem Auge oder allein von der Vorstellung ausgehen, zumeist miteinander und verstärken den Erfolg. Noch größere Hemmungen verursachen niederschlagende Gemütsbewegungen. Die Angst regiert den ganzen Verdauungsapparat. Vor Angst bleibt der Bissen im Halse stecken, weil die Speichelabsonderung gestört ist und der Schluckmechanismus versagt. Die Einwirkung der Angst auf den Magen zeigt sich darin, daß die Speisen stundenlang unverdaut im Magen lieben bleiben, oft auch wieder erbrochen werden. Es stockt eben hier unter dem hemmenden Einfluß der Nerven die Thätigkeit der Magendrüsen, so daß die Nahrungsmittel durch den Magensaft nicht zersetzt werden können. Daher ist die Meinung, daß uns ein in heiterer Stimmung genossenes Mahl auch gut bekommen werde, vollkommen berechtigt, weil durch eine fröhliche Stimmung alle

hemmenden Faktoren für den Verdauungsprozeß ausgeschlossen werden. Von diesem Gesichtspunkt aus besitzen also auch alle diejenigen Momente, welche unseren Geist angenehm anregen, wie ein behaglich ausgestatteter Raum, eine gute Unterhaltung und Musik bei Tisch, eine gewisse gesundheitliche Bedeutung und dienen als Unterstützungsmittel für die Arbeit des Magens. Th. S.

Arzt und Jockey. — Der bekannte Jockey Archer war eines Tages von einem Pferde gebissen worden und suchte den berühmten Arzt Sir James Paget auf. Als der Chirurg die Wunde verbunden hatte, fragte Archer, wie lange die Heilung wohl andauern würde.

„Nun, ich denke," erklärte Sir James, „in drei bis vier Wochen wird alles wieder in Ordnung sein."

„Aber," erwiderte der Jockey, „werde ich auch das Derbyrennen mitmachen können?"

„Ja," lautete die Antwort.

„Sie verstehen mich augenscheinlich falsch, Sir James," fuhr der Jockey fort; „ich meine, werde ich im stande sein, reiten zu können?"

„Das allerdings weiß ich nicht," erklärte Paget; „besser ist es, Sie fahren."

Archer, den diese unerwartete Antwort in einige Bestürzung versetzte, sagte dann: „Ich fürchte, Herr Doktor, Sie wissen nicht, wer ich bin?"

„Nein," versetzte der Chirurg höflich, „aus Ihrer Visitenkarte ersah ich nur, daß ich die Ehre habe, mit Herrn Archer zu sprechen."

„Nun," meinte der Patient, „ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Berufe das bin, was Sie in dem Ihrigen sind."

Dann erzählte Archer, welchen Beruf er betreibe. Als der berühmte Arzt von der Thätigkeit seines Besuchers erfuhr, zeigte er sich lebhaft interessiert und fragte unter anderem auch, was er wohl verlieren würde, wenn er das Derby nicht mitreiten könnte."

„Unter Umständen ungefähr 2000 Pfund Sterling."

Sein jährliches Durchschnittseinkommen bezifferte nämlich Archer auf 8000 Pfund (160,000 Mark).

Paget erklärte darauf: „Nun, dann haben Sie recht mit Ihrer Behauptung, nur wünschte ich, mein Beruf wäre halb so einträglich als der Ihrige."

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herr Doktor. Stellen Sie mich bis zum Tage des Rennens wieder so weit her, daß ich mich ohne Gefahr an demselben beteiligen kann, so will ich Ihrem Wunsche diesmal entgegenkommen, und wir teilen den Preis, vorausgesetzt, daß ich einen solchen erringe."

„Einverstanden!" meinte der Doktor. „Meinerseits will ich es an nichts fehlen lassen."

Tagtäglich besuchte er seinen Patienten, und unter seiner eifrigen Behandlung ging die Heilung der Wunde rasch vor sich.

Archer nahm an dem Rennen teil, und seine Gewandtheit ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Er gewann in der That einen der ersten Preise im Betrage von 2000 Pfund Sterling (40,000 Mark). Somit war beiden geholfen, und schmunzelnd strich der Arzt die Hälfte der Summe ein, ein Honorar, mit dem er wohl zufrieden sein konnte. L—n.

Amerikanische Wetten. — Amerika ist das Land der Wetten, und zwar nicht etwa der vernünftigen, sondern der tollen Wetten. Je toller eine Wette ist, desto größeren Enthusiasmus erzeugt sie.

Das Absonderlichste von Wetten wird, wie unseren Lesern bekannt sein wird, bei der Präsidentschaftswahl geleistet. So hatte sich bei der letzten Wahl, bei der Mac Kinley als Sieger hervorging, ein Herr zu einer Wette verpflichtet, die er verlor, und laut deren Vorschrift er gezwungen war, während eines ganzen Tages, auf allen vieren laufend, bei dem Gewinner den Hund abzugeben. Der Verlierer mußte hinter seinem „Herrn", dem Gewinner, auf der Straße herlaufen, mußte die Vorübergehenden anbellen, seinem „Herrn" die Hände lecken, Gegenstände, die ihm vorgeworfen wurden, apportieren, kurz sich ganz und gar wie ein Hund gebärden und aufs Wort parieren. Der Gewinner der Wette aber war grausam gegen den armen Verlierer. Nachdem er ihn stundenlang in den Straßen herumgehetzt hatte, begab er sich mit ihm in das feinste Restaurant und befahl dem „Hund", sich unter den Tisch zu legen. Dann ließ sich der Gewinner die feinsten Speisen servieren und

reichte seinem Begleiter unter dem Tisch, der durch die Strapazen des Tages hungrig geworden war, die abgenagten Knochen. Die Gäste, das Personal, alles amüsierte sich natürlich auf das höchste über den Austrag dieser Wette. Dem „Hund" unter dem Tisch wurde seine Lage so unerträglich, daß er mit seinem „Herrn" zu accordieren begann. Erst nachdem sich der Verlierer zur Zahlung einer ganz bedeutenden Geldsumme zu Wohlthätigkeitszwecken entschlossen hatte, entließ ihn der Gewinner aus der eingegangenen Verpflichtung, ihm gestattend, sich mit ihm an den Tisch zu setzen und zu essen. A. O. K.

Schnelligkeit der telegraphischen Signale. — Vor zwei Jahren wurden in Montreal Versuche angestellt, um die Zeit zu ermitteln, die ein telegraphisches Zeichen gebrauchte, von genannter Stelle aus nach Greenwich das atlantische Kabel zu durchfliegen. Nach Absendung von zweihundert Zeichen ergab sich für den Weg durch den Atlantischen Ozean und zurück — eine Strecke von reichlich 13,500 Kilometer — die Mittelzeit von genau 1 1/20 Sekunde. —dn—

Doppelherrschaft. — In Thüringen giebt es bekanntlich eine erhebliche Zahl solcher Orte, die zwei aneinander grenzenden Staaten angehören, wie zum Beispiel Ruhla u. a. m. Diese Doppelherrschaft tritt aber nirgends eigenartiger in Erscheinung als in dem an der Ilm gelegenen, kürzlich zum Teil abgebrannten Städtchen Kranichfeld, das zum größeren Teile zum Herzogtum Sachsen-Meiningen, zum kleineren aber zum Großherzogtum Sachsen-Weimar gehört. Keineswegs geht indessen hier die Grenze mitten durch den Ort oder durch einzelne Straßen, sondern sie springt zickzackförmig bald auf diese, bald auf jene Seite, so daß die je nach der Staatsangehörigkeit grün oder weiß numerierten Häuser, aus der Vogelperspektive gesehen, ein förmliches Mosaikbild darstellen. Oft wechselt die Landeshoheit in einer Straße drei-, vier-, fünfmal; zwei Häuser sind meiningisch, drei folgende weimarisch und wiederum zwei anstoßende meiningisch. Ja, es kommt wiederholt vor, daß ein kleines Haus, eine Scheune oder dergleichen halb meiningisch und halb weimarisch ist. Eine Wirtsstube hat, was gewiß ein Kuriosum bleibt, im vorderen Teile früher Feierabend als im hinteren, und bei zwei Familien geht die Landesgrenze

durch die Küche, bei einer anderen durch das Schlafzimmer, so daß, wenn der Bewohner schläft, er weimarisch, und wenn er sich anzieht, meiningisch ist. Es sind schon öfters Verhandlungen gepflogen worden, um einen Austausch solcher Gemeindeteile zu bewerkstelligen, aber bis jetzt haben dieselben noch nie zu einem Resultat geführt, meist scheiternd an der Hartnäckigkeit der betreffenden Bewohner, die bleiben wollen, was sie sind. v. Br.

Bescheiden. — Die Königin Viktoria von England steht der modernen Frauenbewegung durchaus nicht sympathisch gegenüber und hält noch heute denselben Standpunkt inne, den sie bei ihrer Verheiratung mit dem Prinzen Albert zum Ausdruck brachte. Als der Erzbischof von Canterbury sie nämlich bei dieser Gelegenheit fragte, ob sie es vorziehe, daß das Wort „gehorchen" aus der Trauungsformel fortgelassen würde, erklärte sie: „Nein, ich wünsche als Frau und nicht als Königin verheiratet zu werden." —dn—

Aus einer Schriftstellerwerkstatt. — Einst wurde der geniale Satiriker und Kunstkenner Lichtenberg in Göttingen, der bekanntlich in sehr günstigen Verhältnissen lebte, von seinem Hausarzte gefragt, wie er eigentlich zu den köstlichen Einfällen in seinen Schriften komme.

„Ich verdanke meine besten Gedanken einem Vogel und einem Gewächs," entgegnete der Befragte, „nämlich dem Rebhuhn und dem Johannisberger. Nie fühle ich mich angeregter, als wenn ich Rebhühner gegessen und Johannisberger getrunken habe. Dann bin ich glücklich in meinen Ideen und in den Urteilen schärfer. Bei schwerer Hausmannskost fällt mir rein gar nichts ein."

„Das Rezept für geistiges Schaffen ist nicht schlecht," bemerkte der Hausarzt, „nur schade, daß man es nicht jedem Schriftsteller verordnen kann!" J. W.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Wichtig für Eltern und Erzieher!

ie Universal-Bibliothek

für die Jugend

bietet zur Auswahl die besten und bekanntesten Jugendschriften

zu enorm billigen Preisen
(von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig).

In dieser Ausgabe kostet z. B. der vollständige Robinson Crusoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pf., in Leinwandband nur 60 Pf.; **Musäus, Volksmärchen,** ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern geheftet nur 80 Pf., in Leinwandband nur 1 Mk. 20 Pf.

Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten eine Fülle des mannigfaltigsten Unterhaltungsstoffes aus dem reichen Schatze der in- und ausländischen Jugendlitteratur: unter anderem den „**Robinson**", „**Coopers Lederstrumpfgeschichten**", den **Ferryschen** „**Waldläufer**" und **Marryats** berühmten „**Steuermann Ready**" oder „**Der Schiffbruch des Pacific**", sowie dessen „**Jacob Ehrlich**" und „**Peter Simpel**". Ferner **Coopers** „**Roter Freibeuter**", **Birds Erzählung** „**Der Waldteufel**", **Marryats** „**Japhet, der seinen Vater sucht**" und „**Onkel Toms Hütte**", **Murrays** „**Prairievogel**", „**Gullivers Reisen**" von **Swift** und des **Cervantes** „**Geschichten von Don Quichotte**". Weiter **Beckers** „**Erzählungen aus der alten Welt**", „**Die schönsten Sagen des klassischen Altertums**" von **Gustav Schwab, Friedrich Jacobs** „**Feierabende in Mainau**" und **J. P. Hebels** „**Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes**". Neben **Andersens Märchen** finden sich die „**Volksmärchen der Deutschen**" von **Musäus** und die **Hauffschen** vertreten. Auch **Christoph von Schmids** „**Rosa von Tannenburg**", „**Die Ostereier**", „**Heinrich von Eichenfels**" u. a. fanden Aufnahme.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen. Wo keine solche sich befindet, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

Union Deutsch[e Verlagsgesellschaft]
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Alpenrose.
2 Bände.
Broschiert M. 6.50.

Die Generalstochter.
2 Bände.
Broschiert M. 6.50.

Die Goldene Gans.
2 Bände.
Broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff.
2 Bände.
Broschiert M. 6.50.

Die vorliegenden Romane gehören zu den hervorragendsten Werken des so rasch in weiten Kreisen beliebt gewordenen Verfassers. Die bei allen Hartwigschen Romanen im höchsten Grade spannende Handlung hält das Interesse der Leser bis zum Schlusse gefangen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

